This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

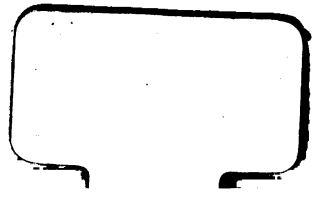
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

610·122
+13



Das Kafferland und seine Bewohner.

Von

Jakob Ludwig Döhne,
Missionar zu Bethel im Kafferlande, im Dienste der Berliner Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden.

Zweite Auflage.

Das Kafferland und seine Bewohner.

Von

Jakob Ludwig Döhne,
Missionar zu Bethel im Kafferlande, im Dienste der Berliner Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen unter den Heiden.

Zum Besten der gedachten Missionsgesellschaft.

(Zweite, mit einem Anhang vermehrte Auflage.)

Berlin, 1844.
Zu haben in Berlin im Missionshause,
Sebastianstraße Nr. 16.,
und bei allen Missions-Hülfs-Vereinen.

BODLEIAN LIBRARY
7 MAY 84
OXFORD.

Vorwort.

Da ich oft von Missionsfreunden in Deutschland den Wunsch habe aussprechen hören, genaue Nachrichten über das Heidenland und dessen Bewohner zu besitzen: so ist es von Anfang an mein Entschluß gewesen, das Meine zur Erfüllung dieses Wunsches beizutragen. Um aber eine genaue, der Wahrheit gemäße Beschreibung zu geben, dazu reichen bloße Besuchs- und Untersuchungsreisen, wobei man nur die Hauptsachen flüchtig und oft verkehrt in's Auge fassen kann, nicht hin, sondern dies kann nur durch ein jahrelanges Verweilen in der Heidenwelt selbst geschehen. Dies wurde mir erst kürzlich noch recht klar, als mir mehrere Missions- und Reiseberichte zu Händen kamen, in denen ich viele zerstreute, theils kurz gedrängte, theils weitläuftig angeführte Nachrichten über das Kafferland fand. Wie man nun aus hier und da zerstreuten Nachrichten kein klares Bild vom Heidenlande bekommen kann, so sind überdies jene Nachrichten theils sehr unzulänglich, theils voller Fehler und Mängel. Alle diese Gründe bestimmten mich, folgende kurze Beschreibung zunächst den Freunden der Mission zu liefern.

Die Leser mögen aber nicht erwarten, daß ihnen hier bloß eine Reihe von Missionsthatsachen vorgelegt werden. Diese Beschreibung soll mehr eine kurze Geographie des Kafferlandes und Nachrichten von den Sitten, Einrichtungen und Gebräuchen der Kaffern enthalten, wobei natürlich auch von dem Einfluß der Mission auf dieses Volk die Rede sein wird. Auch wird hier ausschließlich nur von dem Stamm gehandelt, welcher den Namen Kaffern (Amaxosa) hat, weil der Schreiber dieses über das, was über die Grenzen der Amaxosa hinausliegt, keine genaue Darstellung zu geben vermag und sich auf bloßes Sagenhören nicht verläßt. — Eine Karte zu diesem Gegenstande hatte ich auch schon entworfen, habe sie aber nicht beigefügt, weil ich von meinen Freunden hier vernahm, daß kürzlich eine über Kafferland ausschließlich herausgekommen und auch schon in Deutschland zu haben sei.

Möge dies Wenige denn viele freundliche Leser finden und sie kräftig ermuntern, durch Glauben und Liebe in Hoffnung sich der armen Kaffern recht brüderlich und menschenfreundlich anzunehmen.

Das Kafferland und seine Bewohner.

Das Land der Amaxosa wird im Westen jetzt nach der Grenzbestimmung von 1836 vom Fisch- und Katfluß, im Osten vom Baschesluß, im Süden vom Meere und im Norden vom Katgebirge und dem Gebirge Iwaqu begränzt. Die Länge desselben beträgt ungefähr 35—40, die Breite 18—20 Stunden. Die Einwohnerzahl läßt sich nicht genau bestimmen, da sie immer im Ab- und Zunehmen begriffen ist; bald zieht eine Anzahl Leute fort, bald kommen Flüchtlinge von anderen Stämmen an. Mit Ausnahme weniger kleinen Flächen wird das Land überall, selbst auf hohen Bergen, bewohnt.

Das Klima ist im Ganzen gesund, aber meistens nicht angenehm. In manchen Jahren lassen sich unsere vier Jahreszeiten erkennen, und auch die Kaffern bezeichnen jede derselben mit einem besonderen Namen; in den meisten Jahren aber läßt sich der Frühling nicht vom Sommer, und der Herbst nicht vom Winter unterscheiden. Den Winter bezeichnet meistens ein nicht eben starker Regen, nur das Gebirge ist oft mit Schnee bedeckt; gegen Ende desselben stellen sich trockene Nachtfröste ein. Ueberhaupt sind die 6 Monate, welche den Herbst und Winter in sich fassen, mehr trocken als naß. Unangenehm wird diese Zeit durch den fast stets anhaltenden Nordwestwind, der so gewaltig stürmt, daß man oft kaum stehen und gehen kann; er treibt den Staub oft dermaßen in die

Luft, daß die Sonne verfinſtert wird. Doch iſt es auch in dieſer Jahreszeit oft ſo drückend heiß, daß man es in der Sonne nicht lange aushält. Die Kälte iſt in den verſchiedenen Jahren verſchieden und nur ſelten ſo ſtark, daß man eines Kaminfeuers bedarf. So viel Unangenehmes der Nordweſtwind im Winter mit ſich führt, ſo viel Angenehmes hat er gewöhnlich in den Sommermonaten, wo er gelinder iſt und die oft ſo drückende Hitze erträglicher macht. Das Unangenehme dieſer Jahreszeit iſt der plötzliche Temperaturwechſel, welcher vom November bis März faſt täglich eintritt. Die aufgehende Sonne bringt eine drückende und ſtechende Hitze mit ſich, und der Himmel bleibt ganz klar bis etwa um Mittag; dann erſcheint mit einem Male ein kleines Wölkchen über dem Gebirge, und nachdem kaum eine halbe Stunde vergangen, iſt der Himmel dick verhüllt, ein Ungewitter entladet ſich, Blitze und Donner ſchmettern und krachen oft von allen vier Winden zugleich mit ſolcher Gewalt, daß die Erde bebt, und die darauf wohnen, ſich entſetzen. Erhebt ſich dann noch ein ſtarker Sturm und treibt das Gewitter vor ſich her, ſo ſieht man die Blitzſtrahlen ſich förmlich auf der Erde hinwälzen; Blitzen und Donnern dauert oft ohne Unterbrechung ſtundenlang fort. Nachdem ſich das Unwetter entladen hat, tritt oft eine ſo ſtarke Kälte ein, daß man nach den Winterkleidern greift. Unter den Sommernächten ſind nur einige wirklich angenehm zu nennen. — Herrſchende Krankheit in dieſem Klima iſt die Gicht; nur wenige Kaffern ſind davon frei, und auch wir Deutſche bleiben nicht von ihr verſchont.

Der Boden dieſes Ländchens iſt wohl der allerbeſte im ganzen ſüdlichen Afrika. Er iſt roth und ſteif, fett und lehmig, an den Flüſſen ſandig, im Ganzen äußerſt fruchtbar. Nur wenige Striche haben felſigen, der Cultur nicht fähigen Boden; das ſchönſte Gras wächſt aber überall. Moräſte und Sümpfe giebt es nicht, der fette Boden wird aber durch anhaltenden Regen oft ſo erweicht, daß ein beladener Wagen ſehr leicht einſinkt und ſtecken bleibt. Sollten die Kaffern mit Gottes Hülfe dahin gebracht werden, daß ſie einen gere-

gelten Landbau treiben, so würde es ihnen leicht sein, die halbe Cap-Kolonie mit Lebensmitteln zu versehen.

Im Ganzen ist das Land der Amaxosa eine hügelichte Hochebene. Nur im Westen und Norden zeigen sich zwei Gebirge, welche sich über den Meeresspiegel etwa so hoch wie der Tafelberg am Cap erheben mögen. Das von Westen sich herziehende Gebirge wird gewöhnlich das große Gebirge (Kafferſch: Igolaxa Iklolocha) genannt. Es ist ein Zweig des Winterberges, steht mit demselben durch das Tyumie- und Katfluß-Gebirge in Verbindung und endet bei Bethel. Etwa 3 Stunden von Bethel läuft eine kleine Bergkette von demselben aus, die sich 3 Stunden südlich und $2\frac{1}{2}$ Stunde westlich bis an die Keiskamma, dem Tyumie-Gebirge gerade gegenüber, hinzieht. Beide schließen ein 4 Stunden langes und $1\frac{1}{2}$ Stunden breites Thal ein, das, meist dicht mit Dornen und Sträuchern bewachsen, nur für Fußgänger und Reiter zugänglich, von einer ungeheuren Menge Kaffern bewohnt ist, in Kriegszeiten eine Zufluchtsstätte, im Frieden eine rechte Diebeshöhle. *) Der Berg im Norden ist der sogenannte Windregelsberg, und heißt auf Kafferſch Iwaqu. Er ist dem großen Gebirge an Höhe gleich. Seine Grundfläche bildet ein regelmäßiges Quadrat. Von seiner halben Höhe an erhebt er sich als schwarzer, unersteigbarer Fels fast senkrecht in die Luft. Auf der nordöstlichen Seite bricht ein Regenfluß durch eine sehr enge Kluft aus ihm hervor. Seine obere Fläche bildet ebenfalls ein Quadrat, und ist die sichere Wohnstätte

*) Als ich einst allein durch dieses Thal reiſte und ein Weilchen absattelte, kamen eine Menge Kaffern, Männer und Weiber, herbei, von welchen Letzteren mich eine fragte: ob ich nicht fürchte, hier getödtet zu werden? Ich antwortete: obgleich ich, menschlich betrachtet, allein sei, so hätte ich doch einen Begleiter bei mir, der größer und stärker sei, als alle Kaffern des Thales zusammen. Als sie stutzig nach der Allmacht Gottes fragten, zeigte ich ihnen die Bosheit ihres Herzens aus der heiligen Schrift und ermahnte sie, sich zum Herrn zu bekehren. Darauf sattelte ich wieder und schied in gutem Vernehmen von ihnen.

vieler Pavjane. Er liegt an der nördlichen Grenze, dem großen Gebirge gegenüber; zwischen beiden liegt eine 10 Stunden lange und 8 Stunden breite, von Wild bewohnte Fläche, gewöhnlich das Jagdfeld genannt.

Kaum möchte wohl ein Land reicher an Wasser sein, als das Kafferland. Die Flüsse sind zwar klein, und der größte mag an seiner Mündung in's Meer kaum die Breite der Spree bei Berlin haben; nur in die Mündung des Büffelflusses können kleine Seeschiffe einpassiren: allein ihrer sind sehr viele, und überall hat man deren im Lande zu passiren. Aus dem großen Gebirge kommen die Keiskamma, der Büffelfluß und die großen Nebenflüsse des Kei. Die drei genannten haben an dreißig Nebenflüsse, die an ihren Quellorten schon nicht unbedeutend sind. Jeder dieser letzteren nimmt noch eine Menge kleiner Bäche auf. So entsteht hier die Cumakale (linker Nebenfluß der großen Kabusi) aus 8 Bächen, deren Quellen auf einer Strecke von 1½ Stunden auf der Südseite des großen Gebirges zusammenliegen. Eine dieser Quellen, die aus einem Sandsteinfelsen kommt, strömt das Wasser in einem Strahl von der Dicke eines Menschenkopfes aus. Sowohl die Haupt- als Nebenflüsse sind meistens sehr tief; nur an einzelnen Stellen geht das Bett derselben über Kalkstein, sonst überall über harten Sandstein hinweg. Die Ufer sind schroff und steil, so daß man oft einen großen Umweg machen muß, um einen kleinen Nebenfluß zu Fuß oder zu Pferde zu passiren. Wagen müssen oft einen Umweg von zwei bis drei Tagen machen, um eine passable Stelle zu treffen, die auch dann oft nicht gefahrlos ist. Daher kommt es häufig vor, daß Wagen mit Menschen und Vieh untergehen, auch wenn die Flüsse nicht übermäßig angeschwollen sind. Das Wasser ist im Ganzen sehr klar, schmackhaft und gesund und, je näher der Fluß seiner Quelle, desto schöner. Zum Waschen eignet es sich so vorzüglich, daß man nur den dritten Theil so viel Seife, wie in Deutschland, braucht.

An Producten ist das Land noch sehr arm. Wein und Obst, wenn sie gebaut werden, kommen sehr gut fort. Me-

talle sind noch nicht entdeckt, aber vermuthlich vorhanden. Die Kaffern bauen nichts als Milis, eine Art Korn, an Gestalt den Wicken gleich, wahrscheinlich eine ausgeartete Art Hirse, und Pampunen oder Kürbisse. Einige bauen auch etwas Taback. Ihr Ackerland bereiten sie gewöhnlich an den Flüssen, auf hohen Hügeln oder an den Bergen. Wenn sie ein bisher nicht urbares Stück Land an einem Flusse bebauen, so stechen sie den Boden mit dem Grase einen Zoll tief ab; ist das Gras verwelkt, dann säen sie den Samen hinein und stoßen das Abgestochene leise um. Wenn die Saat keimt, bringen sie das trocken gewordene Gras auf lauter kleine Haufen und verbrennen es. Die Asche ist dann Dünger für das Land. Da ihnen dieses Umstechen aber schwer wird, weil sie gewöhnlich dabei auf den Knieen liegen müssen und statt eines eisernen nur einen hölzernen Spaten haben, so bereiten sie die Gärten lieber in einem Gebüsch oder Walde, wenn sie es so haben können. Mittelst einer Art und durch Feuer machen sie dann oft einen kleinen Wald so total nieder, daß man nach 2 Jahren nicht mehr sieht, was dagewesen. Ist die Saat 1½ Fuß hoch, dann wird das Unkraut zwischen derselben herausgehackt oder gestochen; ist sie reif, so wird der Milis mit den Händen ausgepellt, das Korn aber mit einem Stocke ausgeschlagen und in einer Grube unter der Erde verborgen. Diese Gruben machen sie gewöhnlich in dem Viehkraal; von dem Mist zieht dann der Vorrath in der Grube Feuchtigkeit an sich und bekommt einen etwas mistigen Geschmack, was eine Delicatesse für sie ist. Die wichtigste Habe der Kaffern aber ist das Vieh, nämlich Ochsen, Kühe und Ziegen. Rindviehzucht, obgleich immer noch nachlässig betrieben, ist ihre größte Leidenschaft, ja ihr Götzendienst, und das Haupthinderniß für eine bessere Landwirthschaft, ja für ihr zeitliches und ewiges Heil. Aus unmäßiger Liebe zur Milch, welche allerdings ihr Hauptlebensmittel ist, hängt ihr ganzes Herz an ihrem Vieh, und sie weiden ihre Augen an demselben mit so großer Lust, daß ihre Phantasie Tag und Nacht voll davon ist.

Um Vieh zu bekommen, thut der Kaffer Alles; hat er keines, so läuft er sich wohl Monate lang müde und matt, um sich bei den Reicheren welches zu erbetteln, oder er sucht es zu stehlen, obschon er weiß, daß er, sobald er als Dieb ertappt wird, alle seine Habseligkeiten verliert, ja selbst mit dem Tode bestraft werden kann.

Was den Reichthum an Vieh betrifft, so haben die Kaffern durch den letzten Krieg allerdings viel von ihrem ehemaligen Besitz verloren; indessen besitzen die Reicheren doch noch im Durchschnitt, außer den Ochsen, gegen 30—60 Milchkühe, von denen freilich die eigentlichen Kafferkühe nur wenig Milch geben; denn selbst wenn sie frischmilchend sind, erhält man von ihnen höchstens 3 Quart den Tag.

Von den Ochsen werden, die weißen und weißbunten ausgenommen, hauptsächlich die Felle gebraucht, aus denen die Kaffern die Kleider für ihre Frauen machen. Außerdem werden die Ochsen zu Wettrennen (einem Lieblingsvergnügen der Kaffern) benutzt und schon als Kälber durch Pfeifen und Rufen dazu abgerichtet. Jede Hochzeit wurde, wenigstens in früherer Zeit, mit einem großen Ochsenrennen beschlossen, bei welchem die Hochzeitsgäste zu Fuße oder zu Pferde mit stetem Pfeifen und Rufen vor, neben oder hinter den Ochsen herliefen, und derjenige Ochse, welcher den Preis davontrug, wurde dafür so übertrieben und närrisch gelobt und gepriesen, daß man sogar alle seine einzelnen Bewegungen nachahmte. Seitdem aber das Wort Gottes zu den Kaffern gekommen ist, hat sich diese Sitte mehr und mehr verloren, und jetzt findet sich nur noch selten Gelegenheit, diese Volksbelustigung zu sehen. Die Abrichtung der Ochsen dauert übrigens noch jetzt fort und hat, indem die abgerichteten Thiere den Kaffern im Kriege als Schutzwehr dienen, auch einen nützlichen Zweck. Wird nämlich der Kaffer vom Feinde verfolgt, so kann er, indem er seinen Ochsen zum Rennen antreibt, auf diese Weise oft der Gefahr entkommen, und ist dies nicht möglich, so sucht er sich wenigstens dadurch, daß er sich unter oder hinter den Ochsen verbirgt, vor dem Geschosse des Gegners zu schützen.

Gut abgerichtete Ochsen, und besonders solche, die gute Renner sind, sucht man daher auch so lange als möglich am Leben zu erhalten, und die Erben des Eigenthümers solcher Thiere freuen sich gewöhnlich sehr auf ihren Besitz. Das viele Rindvieh liefert den Kaffern endlich auch viel Fleisch, mit welchem sie aber nicht eben öconomisch umgehen.

Wild giebt es allenthalben; einiges (namentlich kleine Rehe) besonders auf dem Gebirge; noch zahlreicher aber ist das Wild auf der unter dem Namen „Jagdfeld" bekannten großen Fläche. Dort sieht man oft Hunderte, ja Tausende von allerlei Gattung, Quagga's, wilde Kühe, Hirsche, Blesböcke, Springböcke und Rehe in einem Trupp beisammen, die, wenn sie die Flucht nehmen, einen solchen Staub machen, daß man sie gar nicht mehr sieht. Besonders merkwürdig sind die Quagga's und wilden Beeste. Die ersteren laufen nämlich nie wild durch einander, sondern immer in einer gewissen Ordnung, entweder in gerader Linie hinter einander oder in geordnetem Zuge neben einander, wobei der linke Flügel immer die Richtung, welche genommen werden soll, angiebt. Ist ein Füllen bei dem Haufen, so laufen sie gewöhnlich in einer Reihe, und zwar mit solcher Sorgfalt, daß eines, gleichsam als Wächter, vorangeht, dem das Füllen mit seiner Mutter und hinterher die übrigen folgen. Sie können ungeheuer schnell laufen.

Die wilden Kühe und Ochsen, mit ihren zuerst kurz nach der Stirn herunter- und dann wieder aufwärts gebogenen spitzen Hörnern, stellen im Laufen oft besondere Uebungen an. So ordnen sie sich oft im schnellsten Laufe aus der wilden Unordnung, in der sie gelaufen sind, plötzlich zu einem Kreise und galopiren so hinter einander rund herum, wobei Eines das Andere mit den Hörnern zwischen die Hinterbeine stößt, um es zum schnelleren Laufen anzuspornen. Wie auf ein Commando stehen sie dann wiederum Alle still, den Kopf in die Höhe gerichtet, bis sie entweder wieder ihr Laufen im Kreise fortsetzen oder die Flucht ergreifen. Die schnellsten Läufer sind die Blesböcke; denn die Springböcke sind nicht zu

den Läufern zu rechnen, obwohl sie durch ihre oft 12 Schritte weiten Sprünge, bei denen sie eine wunderbar schwebende Haltung zeigen, allen Anderen zuvorkommen.

Von all' diesem Wilde aber kann kein einziges Stück erlegt werden, wenn es nicht zuvor müde gehetzt oder hinter einem Schlupfwinkel erschlichen wird. Es ist so scheu, daß es, sobald es Menschen erblickt, wie im Fluge davoneilt. Wenn die Kaffern jagen, so geschieht es meist zu Pferde und immer in großer Anzahl. Am liebsten jagen sie, wenn ein starker Regen den Erdboden locker gemacht hat, weil alsdann das Wild nicht so schnell fortkommen kann. Auf Hasen, die sich im Gebüsch am Gebirge aufhalten, machen die Kaffern keine Jagd, weil sie dieselben für unreine Thiere halten.

Die Jagdzeit dauert vom December bis zum März.

Fische giebt es im Kafferlande gleichfalls, in der Keiskamma, im Büffelfluß und der Kei; allein sie werden nicht gefangen, da auch sie zu den unreinen Thieren gerechnet werden.

Holz, und zwar Brennholz, wozu auch die das Gummi und die Seidenwurm-Gewebe liefernden Dornen gehören, die zu Bäumen heranwachsen, findet sich in dieser Gegend überall; Nutzholz an den Flüssen und in den Schluchten, besonders aber an der Südseite des großen Gebirges. Da die Kaffern aber keinen Gebrauch davon machen, so wächst es ungepflegt fort und bildet an dem Gebirge ein solches Dickicht, daß man sich, um durchzukommen, erst mit der Art einen Weg bahnen muß.

Verfassung.

Man kann sich in dem civilisirten Deutschland nicht gut vorstellen, wie ein heidnisches Volk eine Verfassung oder ein geordnetes Regiment haben könne, indem man gewöhnlich annimmt, die Häuptlinge solcher Heidenvölker hätten sich durch persönliche Tapferkeit und Gewalt ein ihnen nicht zukommendes Recht angemaßt. Dies ist jedoch bei den Kaffern nicht der Fall, sondern sie haben eine ordentliche, nach den von ihren Vorfahren ererbten Ansichten eingerichtete Verfassung.

Der Stammbaum ihrer Haupt-Regenten ist folgender:

U-Palo

1. Ugcaleka — 2. Uchachabe

Ukanta — 1. Umlawu — 2. Unhlambe

U-Hinza — 1. Untimbu starb und U Gazela wurde adoptirt. — 2. Ungqika. — 3. Uzeku — 4. Umnyalusi — 5. Unukwa — U Gazela.

Bis auf U-Hinza, Abkömmling des ersten und großen Sohnes von U-Palo, gab es nur einen König über die Amaxosa. Allein unter seiner Regierung trennte sich der Stamm in zwei Königreiche. Ungqika regierte gleichzeitig mit Hinza. Die Völker beider Regenten hatten nun ihre Weideplätze am Büffelfluß, und da die Einen zu einer Zeit, wo wegen Trockenheit Mangel an Futter war, nicht zugeben wollten, daß die Anderen das Vieh auf ihre Weideplätze trieben, so kam es zum Streit unter ihnen, der ein Gefecht zur Folge hatte, in welchem Ungqika mit seinen Leuten zwar geschlagen wurde, aber das Glück hatte, von dem Kriegsgeräthe der Partei Hinza's einiges zu erobern. Während nun Hinza die Auslieferung desselben verlangte und deshalb oft Gesandte an Ungqika, der es nicht herausgeben wollte, schickte, stand unter Unhlambe's Volke ein Mann, Unxele, ein verworrener Prophet, auf und zog die Augen sowohl der Großen, als auch des gemeinen Volkes auf sich.*)

Ungqika, obgleich damals kein Missionar bei ihm war, wußte doch schon so viel vom Worte Gottes, daß er die Verkehrtheit jenes Propheten zum Theil wohl erkannte, aber nicht diese seine Absicht über den Mann selbst, sondern die Besorgniß, daß sich derselbe leicht zum Herrscher aufwerfen könnte, — denn das Volk bewies ihm in der That schon königliche Ehre, — brachte ihn zu dem Entschluß, denselben zu tödten. Er griff

*) Das Nähere über ihn weiter unten in dem Abschnitt von den religiösen Vorstellungen der Kaffern.

daher zu den Waffen und verlangte von Unhlambe die Auslieferung des gefürchteten Mannes. Unhlambe aber, von den Thorheiten des Propheten sehr eingenommen, weigerte sich und stellte dem Ungqika vor, daß er ja nur ein Inkosi (Privatherr), kein Ukumkani (König) sei; denn dieser sei Hinza, worauf Ungqika stolz antwortete: „Auch ich bin Ukumkani."

Als diese Aeußerung nun dem Hinza, der ohnehin schon einen Groll gegen Ungqika hatte, hinterbracht wurde, zog er sogleich gegen ihn zu Felde und schlug ihn, so daß derselbe nach einer bedeutenden Niederlage die Flucht ergreifen mußte. Ungqika rief nun die Engländer zu Hülfe, die mit ihm gegen Hinza und Unhlambe zogen und beide in Kurzem total schlugen. Ungqika kehrte mit großer Beute zurück, schloß mit den Engländern einen Friedensbund und diese riefen ihn (1819) zum unabhängigen König der Amachachabe (Plural von Uchachabe) oder des Volkes vom Stamme des Uchachabe aus.

Seitdem gab es zwei von einander unabhängige Königreiche, das der Amagcaleka (Plural von Ugcaleka) und das der Amachachabe.

Seit Palo's Tode ist nun, da seine Söhne und Enkel sich später immer wieder auf's Neue in die Herrschaft theilten, der ganze Stamm der Amaxosa in eine Menge kleiner Stämme zertheilt worden, von denen jeder einen selbständigen Regenten hat, der aber unter der Oberherrschaft des Königs steht, und die Oberherrschaft der beiden Könige dieser beiden Reiche besteht nun vornehmlich in der Befugniß, Krieg oder Frieden zu beschließen und die Streitigkeiten zwischen den zum Reiche gehörigen Inkosi (Fürsten) zu schlichten. Im Uebrigen regiert jeder Inkosi seinen eigenen Stamm ganz uneingeschränkt. Die Söhne dieser Fürsten jedoch können nicht wieder allesammt uneingeschränkte Regenten werden, sondern nur einer von ihnen, und zwar nicht immer der Erstgeborene, sondern entweder der, welcher eine Frau von einem andern Völkerstamme, als den Tambuki's, die von hoher Abkunft ist, zur Mutter hat, oder in seltenen Fällen auch der, welcher von den geheimen Räthen

seines Vaters dazu ernannt wird. So war z. B. Ungqika der zweite Sohn des Umlawu; Untimbu starb frühzeitig und Gazela wurde schon als Säugling von Untimbu's Schwester an seiner Stelle adoptirt. Da aber Ungqika's Mutter von den Tambuki's abstammte, Untimbu's Mutter dagegen eine Kafferin war, so wurde der erstere zum Hauptregenten gewählt und durch List König.

Die übrigen Söhne eines Inkosi werden Minister (Amagosa) des regierenden Bruders und erhalten jeder einen Theil des Volkes zur Beaufsichtigung, unter der Leitung des Oberherren. Unter diesen Amagosa stehen die Amapakati (geheime Räthe,) deren jeder Inkosi eine bestimmte Anzahl hat, und diese geheimen Räthe haben über die kleineren Streitigkeiten, die in ihren Distrikten vorfallen, zu entscheiden. Vor ihren Gerichtshof gehören demnach z. B. die Klagen über körperliche Verletzungen oder Verletzung des Eigenthumsrechtes bei Ländereien und Gärten, und auch alle größeren Klagen kann das gemeine Volk (Abantu abamnyama) nur durch die Amapakati an den Inkosi gelangen lassen. Außerdem müssen diese Amapakati von Zeit zu Zeit beim Inkosi erscheinen, um ihn bei Berathungen zu unterstützen, und bei wichtigeren Berathungen werden sie alle zusammen berufen. Ueberhaupt haben nur die Amapakati eine berathende Stimme in Dingen, die die Volksangelegenheiten ihres Stammes betreffen, und der Inkosi das Recht der Entscheidung; das Volk hat keine Stimme und darf nur still zuhören. Wenn es sich dagegen um eine Sache außerhalb der Grenzen des Stammes handelt, so haben die Amapakati das Recht der Entscheidung.

Merkwürdig sind dergleichen Versammlungen durch die große Mäßigung, Bedachtsamkeit und Stille, die dabei beobachtet werden. Der Versammlungsort ist der Viehkraal, und hier kommen zunächst die Amapakati zusammen, während der Inkosi zu Hause bleibt. Die etwaigen Kläger dagegen versammeln sich bei dem, ungefähr zehn Schritte entfernten Kälberkraal, wo sie, selbst bei Regen und stürmischem Wetter, ruhig sitzen bleiben, dort bringen sie ihre Klage vor, welche

die Amapakati anhören. Hat der Kläger geendigt, oder hat der Inkosi den Amapakati einen Gegenstand der Berathung vorlegen lassen, so nimmt zuvörderst der älteste von ihnen das Wort und sagt seine Meinung, die immer von fünf zu fünf Worten vorgetragen wird, und ein leises Murmeln oder ein „hae, hae" ist das einzige Zeichen, wodurch sich die gespannte Aufmerksamkeit kund giebt, mit welcher Alle zuhören. Keiner fällt dem Redenden ins Wort, sollte er selbst in drei Tagen mit der Darlegung seiner Ansicht nicht fertig werden. Höchstens darf Einer dem Redner, wenn dieser vielleicht etwas vergessen hat oder nicht gleich Worte finden kann, einhelfen, was aber immer mit vieler Achtung geschieht. Ist endlich der Gegenstand von Allen der Reihe nach gehörig besprochen, (was oft 8—14 Tage, ja Monate lang dauern kann,) so wird das Resultat der verschiedenen Meinungen dem Inkosi überbracht, und nun erst begiebt sich dieser in den Gerichtshof, um in Gegenwart der Amapakati über die streitige Angelegenheit zu entscheiden. Zank und Streit sind Dinge, die man bei solchen Versammlungen gar nicht kennt, geschweige denn hört oder sieht. Denn sollte Einer auch eine ganz verkehrte Ansicht ausgesprochen haben, so wird ihm dies mit der größten Ruhe und Freundlichkeit erst nachher gesagt. (Gewiß ein Verfahren, das die Versammlungen jener ungebildeten Völker vor manchen Versammlungen in den civilisirten Staaten Europa's höchst vortheilhaft auszeichnet!) Ist die Versammlung zum Schluß gekommen, dann kann das Volk die Amapakati über die Verhandlung befragen, die ihm von diesen dann auch haarklein berichtet wird, die Weiber jedoch haben nicht das Recht, darum zu fragen, und dürfen sich überhaupt, so lange noch ein geheimer Rath da ist, nicht in die Angelegenheiten der Männer mischen. Nur dann, wenn Etwas in dem Bezirk eines Umpakati (geheimen Rathes) vorfällt, und er selbst nicht zu Hause ist, hat seine älteste Frau das Recht, zu entscheiden, wofern die Entscheidung nicht über die Machtvollkommenheit des Mannes hinausgeht.

Was den Inkosi betrifft, so ist sein Verhältniß zum Volke

ganz das eines Vaters zu seinen Kindern. Er selbst betrachtet sich als solchen, sein Volk nennt ihn so und fordert von ihm die Erfüllung der Pflichten eines Vaters. Da sich nun das ganze Volk vom Inkosi herab bis zum geringsten seiner Untergebenen als eine Familie betrachtet, so gilt dort keine Rangverschiedenheit und kein Ansehn der Person. Der Inkosi läßt sich zu Allen wie ein Vater herab, und diese wenden sich an ihn wie Kinder an den Vater. Er kennt jeden Einzelnen ganz genau, nimmt Theil an seinem Wohl und Wehe; ist Jemand krank, so muß ihm die Krankheit sogleich gemeldet werden — wenn nicht, erfolgt Strafe — und er schickt dann entweder selbst einen Arzt, oder giebt Befehl, daß einer gerufen werde. Fehlt es Jemandem an dem nöthigen Lebensunterhalt, so geht er (obgleich auch zu seinen Blutsverwandten), zu seinem Inkosi und bittet diesen um eine Kuh zum Melken oder um ein Stück Vieh zum Schlachten. Hat nun der Inkosi gerade Beides nicht, (was sich, da er in dieser Hinsicht nicht selten in Anspruch genommen wird, wohl bisweilen trifft), so bleibt der Mangelleidende so lange auf dem Platze des Inkosi, wo er seinen Unterhalt bekommt, bis es zu Hause für ihn wieder zu essen giebt und der Platz des Inkosi ist demnach natürlich ein sehr besuchter Ort. Ebenso wendet sich derjenige, welcher nicht im Stande ist, sich ein Kleid anzuschaffen, an seinen Inkosi — kurz alle Dinge, große und kleine, die man bedarf, werden dem Inkosi abgebettelt, und er darf, wenn er hat und geben kann, Niemandem etwas verweigern. Macht er irgend eine Beute, so muß er gleichfalls seinem Volke reichlich davon mittheilen, und überhaupt für dasselbe in einer Weise sorgen, daß die Dienste, die ihm dafür geleistet werden, in gar keinem Verhältnisse stehen, indem sie sich fast einzig und allein darauf beschränken, daß jeder gemeine Mann von Zeit zu Zeit zum Inkosi kommen, etliche Wochen oder Monate dableiben und die Kühe melken, bei der Anlegung eines Zaunes mitarbeiten, oder, wenn er wohin geschickt wird, gehen muß. Zeigt sich Einer ungehorsam oder begeht er etwas Böses, so hat der Inkosi das Recht, ihm Hab und Gut wegzunehmen und — wenn

es eine schwere Verschuldung ist — ihn sogar zu tödten. (Die wenigen christlichen Inkosi Pato, Kama und Tzaka machen hierbei eine Ausnahme, indem sie zwar mit Gerechtigkeit, aber auch mit Milde strafen). Die Reichen — und gewöhnlich sind dies die Amapakati — werden nur im Fall der Noth zu dergleichen Diensten gebraucht; verheirathet aber der Inkosi etwa einen seiner Söhne, und kann er die für die Braut zu entrichtende Kaufsumme nicht aus eigenen Mitteln zahlen, so müssen sie von ihrem Vieh ihm zahlen helfen, wofür sie dagegen bei der Theilung einer Beute auch wiederum reichlicher bedacht werden.

Gesetze.

A. Die Regierung betreffend.

In dem Reiche der Amagcaleka erbt gesetzlich der älteste Sohn des Regenten die Regierung; bei den Amachazhabe findet der bei der Ernennung der Inkosi übliche, oben erwähnte Gebrauch auch bei der Ernennung des Ukumkani (König) statt. Stirbt der regierende Ukumkani oder Inkosi, ehe der zu seinem Nachfolger ernannte Sohn oder Erbe das gesetzliche Mannesalter erreicht hat, so übernimmt seine Mutter, und zwar, wenn ältere, bereits im männlichen Alter stehende Söhne des Verstorbenen vorhanden sind, in Verbindung mit diesen die vormundschaftliche Regierung.

Kommt der neue Ukumkani zur Regierung, so müssen die Inkosi des Reiches, als die Repräsentanten der einzelnen Stämme, ihm huldigen. Diese Huldigung (ukugcla) besteht darin, daß sie ihn als ihren Ukumkani anerkennen, sich seinem Schutze empfehlen und ihn ermahnen, stets als ein Vater zu handeln, seinem Volke ein Vorbild zu sein, durch Gerechtigkeit allezeit seine Würde als König zu zeigen, die Armen nicht zu verachten, die Reichen nicht über Gebühr zu erheben und sich durch alle seine Handlungen die Liebe des Volkes zu erwerben. Auf diese Huldigung folgt die Krönung (ukutwesa), welche darin besteht, daß jeder Inkosi dem Ukumkani eine Anzahl Vieh (wozu auch die Amapakati jedes Inkosi beitragen), oder

Waffen u. dgl. schenkt. Ganz ebenso ist es bei dem Regierungsantritt eines neuen Inkosi, nur daß hier nicht das ganze Volk, sondern nur der einzelne Stamm zur Huldigung und Krönung erscheint. Wer nicht auf diese Weise die Huldigung und Krönung erhalten hat, gilt nicht als gesetzmäßiger Regent.

Der Ukumkani ist nun im Allgemeinen der alleinige und höchste Richter im ganzen Reiche; er hat über die Regierungsstreitigkeiten der Inkosi zu entscheiden, und die speciellen Angelegenheiten desjenigen Stammes, in welchem er geboren ist, selbst zu ordnen und zu leiten; die bestehenden Gesetze muß er aufrecht erhalten, und ohne die Zustimmung der Inkosi seines Reiches darf er keine neuen geben. Hat er eine Streitigkeit zwischen einigen Inkosi entschieden, so muß er diese Entscheidung allen übrigen Inkosi des Reiches mittheilen.

Was gerichtliche Klagen betrifft, so hat sich Jeder, der eine solche vorzubringen hat, er gehöre nun zu dem gemeinen Volk oder zu den Amapakati, zuvörderst an die Amapakati seines Distriktes zu wenden, und können diese nicht entscheiden, so bringen sie, nicht der Kläger, dieselbe vor den Inkosi. Niemand aber darf, ohne selbst in Strafe zu verfallen, den Andern zur Zahlung einer Buße zwingen, bevor die Sache den Amapakati oder dem Inkosi angezeigt worden ist.

Diejenigen, welche des Diebstahls oder der Zauberei beschuldigt sind, werden, wenn sie ihre Unschuld nicht beweisen können, von dem Inkosi, wie man sich ausdrückt, „aufgefressen", d. h. es wird ihnen Hab und Gut genommen. Wer einen Dieb auf frischer That ertappt, kann denselben tödten. Mörder werden mit dem Tode bestraft und ihr Vermögen wird von dem Inkosi eingezogen.

Wer in die Colonie geht, um zu stehlen, und dort gefangen oder getödtet wird, dessen Vermögen wird gleichfalls vom Inkosi eingezogen.

Wer mit gestohlenem Gute auf dem Wege ertappt wird, bei dem hat Jedermann das Recht, ihm dasselbe abzunehmen und ihn zu tödten; die gestohlenen Sachen aber muß er dem Eigenthümer wieder zustellen.

Wer einen Dieb mit gestohlenem Gute wissentlich aufnimmt oder beherbergt, wird gleich dem Diebe bestraft, und ebenso wird derjenige, welcher seinem Nächsten nicht suchen hilft, wenn diesem Vieh oder andere Sachen gestohlen worden sind, als Hehler betrachtet und bestraft.

Wer seinem Inkosi untreu wird und zu einem andern übergehen will, kann von Jedem, der ihn auf der Flucht ertappt, ausgeplündert werden.

Wer seinem Nächsten muthwillig Schaden zufügt, wird hart bestraft; geschieht es dagegen unabsichtlich, so wird ihm nichts gethan.

Wer seinen Nächsten belügt oder verleumdet, wird, wenn er überführt werden kann, streng bestraft.

In Betreff der Unkeuschheit und des Ehebruchs gelten folgende Gesetze:

Wer eine Jungfrau schwängert, muß ihr nach Maßgabe seines Vermögens eine Buße zahlen, und darf sie nicht heirathen.

Ebenso wird der, welcher mit seines Nächsten Weib Ehebruch treibt, nach Maßgabe seines Vermögens bestraft, und wer dies mit der Frau des Inkosi thut, wird in dem oben angegebenen Sinne „aufgefressen", und, sobald er ertappt wird, mit dem Tode bestraft.

Ueber das Verhalten der Eheleute gegen einander bestimmen die Gesetze Folgendes:

Wenn ein Mann ohne erhebliche Ursache seine Frau schlägt, oder ihr nicht die nöthige Nahrung und Kleidung giebt, so kann sie von ihm gehen, und er muß ihrem Vater eine (allerdings nur geringe) Buße zahlen.

Wenn eine Frau aus Hunger stiehlt, so wird ihr Mann als Dieb hart bestraft.

Wenn dagegen eine Frau nachlässig ist, und es in ihrem Hause an Holz und Wasser fehlen läßt, so kann der Mann sie fortjagen, und ihr Vater muß alles Vieh, das er von dem Manne bei der Heirath empfangen hat, zurückzahlen. Eben dieselbe Strafe trifft ihn, wenn seine verheirathete Tochter

außer dem Hause und außer der Arbeit öfterer mit bloßen Brüsten geht, und nicht ihren Karoß trägt.

Läuft eine Frau ohne Ursache fort, so kann der Mann sich ganz von ihr trennen und von ihrem Vater die Kaufsumme zurückfordern.

B. Die Familienverhältnisse betreffend.

Wenn ein Familienvater stirbt, so ist der älteste Sohn von seiner ersten Frau der alleinige Erbe der Hinterlassenschaft. War der Vater ein Umpakati, so erbt dieser Sohn des Vaters Amt; ebenso erbt er alle seine Geschwister, die mit ihm von einer und derselben Mutter geboren sind, und muß als Vater für sie sorgen. Will sich jemand einer seiner Brüder verheirathen, so muß er den Kaufpreis für die Frau zahlen; dagegen erhält er aber auch den Kaufpreis, der bei der Verheirathung seiner Schwestern für diese gezahlt wird.

Hatte der Verstorbene mehrere Frauen, so erbt allemal der älteste Sohn jeder Frau die übrigen Geschwister.

Ist beim Absterben des Vaters der Haupterbe noch unmündig, so wird des Vaters Bruder, oder, in Ermangelung dessen, der nächste Anverwandte Vormund der Hinterbliebenen.

Hinterläßt ein Mann keine Söhne, so ist sein nächstfolgender Bruder der gesetzmäßige Erbe des Vermögens, zu welchem auch die hinterlassenen Töchter gehören.

Wenn der Haupterbe stirbt, so tritt sein nächstfolgender Bruder, oder, in Ermangelung dessen, der älteste Sohn von der zweiten Frau als Erbe ein, und war Jener als Erbe seines Vaters Umpakati, so erbt der Letztere auch dieses Amt.

Alle vormundschaftlichen Geschäfte müssen unentgeltlich verwaltet werden, und wenn ein Vormund das Vermögen seiner Mündel angreift oder etwas davon verschwendet, so muß er es ersetzen.

In Betreff der Entbindungen gelten folgende Gesetze und Gebräuche:

Wenn eine Frau entbunden ist, so darf der Mann, so lange sie im Wochenbett ist, nicht zu ihr in's Haus gehen

und nicht eher wieder ehelich mit ihr zusammenkommen, als bis das Kind entwöhnt ist. Ist die Wöchnerin wieder so weit, daß sie ausgehen darf, so muß ihr Mann für das Kind ein Opfer darbringen, d. h. ein Kalb schlachten, welches die Mutter des Kindes verzehrt. Hierauf muß sie sich im Flusse waschen, und dann erst darf der Mann wieder zu ihr in's Haus kommen. Bei der Geburt von Zwillingen muß der Mann außerdem noch ein Stück von dem Blatte eines Milchbaumes (der wilden Aloe) holen, (welches, wenn es in die Erde gesteckt wird, bald ausschlägt und in Zeit von 9 Monaten gegen 4 Fuß hoch wächst,) und es an die Südseite des Hauses, in welchem die Zwillinge geboren worden sind, pflanzen. Hat die Pflanze die angegebene Höhe erreicht, so wird sie ausgegraben, und mit ihrer Milch werden die Zwillinge gewaschen und alsdann im Wasser gebadet. Den Grund aber, warum dies geschehen soll, wissen die Eingeborenen selbst nicht mehr anzugeben.

In Beziehung auf das Verhalten der Schwiegertochter zu dem Schwiegervater gilt es als Gesetz, daß sie sich ihm gegenüber stets schamhaft und züchtig zeige. Sie darf daher nicht in sein Haus kommen, außer wenn er auf dem Sterbebette liegt, nicht bei ihm sitzen, ja überhaupt nicht mit ihm zusammenkommen, und muß deshalb, um ihm nicht zu begegnen, oft einen anderen Weg nehmen.

Die Gesetze und Gebräuche bei Sterbefällen sind im Wesentlichen folgende:

Wenn ein Mann oder eine Frau stirbt, so ist die Familie dieses Platzes unrein; die erwachsenen Personen beiderlei Geschlechts müssen drei Tage lang im Busche bleiben, alsdann sich im Flusse waschen, mit dem Fett von einem frisch geschlachteten Thiere sich einschmieren und allesammt das Haar abschneiden. Letzteres thun dann auch weitläuftigere Verwandte zum Zeichen ihrer Anhänglichkeit und ihrer Theilnahme an der Trauer. Auch wird, wenn der Verstorbene der Herr des Platzes gewesen, dieser Platz gewöhnlich verlassen und ein neuer angelegt.

Stirbt ein Kind, so sind nur seine Eltern unrein, und müssen die eben angegebenen Gebräuche beobachten. Bei allen Sterbefällen aber müssen die nächsten Anverwandten der Verstorbenen ihre alten Kleider entweder wegwerfen und sich neue anschaffen, oder, wenn die ersteren noch gut sind, sich wenigstens von Anderen dafür andere eintauschen; der Verstorbene aber bekommt seine Kleider, Waffen, seine Matten, Tabakspfeife, sein Messer, Feuerzeug u. s. w. mit in's Grab.

Stirbt ein Inkosi, so wird er in seinem Viehkraal begraben, und zwei von seinen Soldaten müssen mit etlichen Stücken Vieh das Grab ein Jahr lang bewachen. Dafür erhalten sie nicht nur ein Geschenk an Vieh, sondern sind auch unantastbar für ihr Leben lang; ja, sie und ihre Wohnung sind zugleich ein Asyl für Andere, und wenn Jemand, der ihm die eingewohnte Strafe trifft, mit seinem Hab und Gut sich zu dem „Grabe des Inkosi" (so werden jene Wächter genannt) flüchten kann, so ist er frei.

In der oben gegebenen Darstellung der Gebräuche bei Sterbefällen ist bereits bemerkt worden, daß die Angehörigen eines Verstorbenen für unrein gelten und einer Reinigung bedürfen; daher mögen denn auch die übrigen Gesetze über diesen Punkt bald hier eine Stelle finden. Für unrein gelten, wie schon erwähnt worden:

1) alle Familien, bei denen ein Todesfall eintritt;
2) alle Wöchnerinnen;
3) alle Beschnittenen sammt ihren Wächtern;
4) alle der Zauberei beschuldigten Personen, wenn sie ihre Unschuld nicht darthun können;
5) der Eigenthümer jedes Platzes, wo der Blitz eingeschlagen hat, sammt dem Platze. Sind Menschen oder Vieh dabei umgekommen, so werden sie von einem dazu bestimmten „Doctor" auf diesem Platze begraben, und der Platz selbst muß, wenn ein Mensch vom Blitz erschlagen worden ist, verlegt werden; ist jedoch nur Vieh davon getödtet worden, so ist das Verlegen des Platzes nicht nöthig. Der Besitzer desselben aber ist verpflichtet, eine

Kuh zu schlachten oder, wie man sich ausdrückt, zu „opfern", deren Fleisch verzehrt wird und deren Knochen verbrannt werden. Hierauf wird in großer Furcht und Angst ein Tanz getanzt, und alsdann müssen sich die Bewohner des Platzes im Flusse waschen und mit Fett einschmieren.

C. Gesetzliche Bestimmungen über besondere Vorrechte.

Obgleich, wie bereits oben erwähnt worden ist, die Männer aus dem gemeinen Volk bei großen Versammlungen keine Stimme haben, so haben sie doch, als Männer, das Recht, über alle Sachen zu fragen, und werden daher abantu abakulu (große Leute) genannt, während die Weiber abantu abancinane (geringe Leute) heißen, da sie sich nie in die Angelegenheiten der Männer mischen und selbst nicht einmal in den Viehkraal kommen dürfen, weil dieser die Gerichtsstätte ist, zu der nur „große Leute" Zutritt haben.

Nur Männer können ferner als Izigidschimi (Gesandte) gebraucht werden, wenn eine Klage wider Jemand vor einen anderen Inkosi gebracht werden soll, und bei solchen Gelegenheiten werden immer mehrere zugleich gesandt; der eigentliche Wortführer trägt dabei als unterscheidendes Abzeichen ein Stück von einem Kuhschwanze am Bein, und die übrigen sind ihm als Gehülfen beigegeben, um ihn zu erinnern, wenn er von der Botschaft etwas vergessen sollte.

Natürlich können auch nur Männer beim Inkosi als Soldaten dienen, Waffen tragen und zur Verfolgung des Feindes aufgefordert werden. In diesem letzteren Falle jedoch dürfen die Weiber ihre Männer begleiten. Wenn nämlich ein Feind hereingekommen ist und etwas geraubt hat, so wird zunächst die Mannschaft des Distrikts, wo dies vorgefallen ist, zur Verfolgung des Feindes aufgefordert. Bei dieser Gelegenheit stecken nun die Verfolgenden ihren Weg entlang das Gras in Brand, um die Richtung anzuzeigen, die sie genommen haben, und kehren sie nicht an demselben Tage zurück, so wird

ein Geschrei erhoben, das den Frauen ein Zeichen und eine Aufforderung ist, den Männern nachzugehen, wobei sie sich der Stöcke als Waffen bedienen. Ebenso bewaffnet gehen die Weiber umher, wenn ihre Männer mit dem Inkosi auf einem Raubzuge abwesend sind.

Die hauptsächlichsten Festlichkeiten, an denen nur verheirathete Männer und Weiber Theil nehmen dürfen, sind Hochzeiten, Beschneidungen u. s. w., und kaum hat man einen Begriff davon, wie sehr das junge Volk, männlichen wie weiblichen Geschlechts, sich danach sehnt, auch diese Vorrechte zu erhalten. Die Jünglinge erhalten dieselben erst, nachdem sie beschnitten worden sind. Die Beschneidung selbst ist jedoch eine rein äußerliche Ceremonie, ohne irgend eine religiöse Bedeutung. Sie wird in der Regel an Jünglingen von 14—18 Jahren gegen Ende des Sommers, und zwar immer an mehreren auf einmal vollzogen. Sie findet außerhalb des Kraales auf dem Felde statt, und die zu beschneidenden Jünglinge werden während dieser Zeit von Wächtern bewacht. Ist der Akt selbst vorbei, so bauen sie sich ein leichtes Haus, und bestreichen sich vom Kopf bis zu den Füßen mit weißer Farbe, hierauf werden ihnen kurze Schürze von sechs- bis zehnfach geflochtenem Schilfe gemacht, die am Saume etwa ½ Fuß dick sind, von den Hüften bis zu den Knieen reichen, rings herum breit auseinanderstehen und beim Gehen Geräusch machen. Eben so erhalten sie Hüte von Schilf, die aber oben offen sind; drei bis vier Schilfhalme vertreten die Stelle des Federbusches, und der Schirm geht fast über das ganze Gesicht weg. In diesem Anzuge dürfen sie dann auf die Kraals kommen, aber nur am Tage, woselbst sie exerciren, während die Weiber dazu Musik machen. Während der Zeit ihres Aufenthalts im Felde müssen sie sich von Vögeln, Wurzeln ꝛc. nähren, und da sie dabei oft Hunger leiden, so stehlen sie bisweilen ihren eigenen Eltern Vieh, das sie draußen schlachten und verzehren. Der weibliche Theil der Familie und Verwandtschaft muß sie mit Holz versorgen, damit sie sich Feuer machen können. Wenn dann Alles eingeerntet, das Vieh ge-

schlachtet ist, die Weiber ihre Karosse gemacht haben und alle Arbeit beendigt ist, können auch sie wieder nach Hause kommen. Da sie jedoch, eben so wie ihre Wächter, durch die Beschneidung unrein geworden sind, so müssen sie ihre Karosse, sammt dem Häuschen, das sie bewohnten, verbrennen. Ist dies geschehen, so begeben sie sich in starkem Laufschritt zu dem nächsten Wasser, springen hinein, waschen sich und kommen alsdann nach Hause. Dann wird gebacht und gebraten, gegessen und getrunken, und der Jubel dauert oft 7—14 Tage lang. Die Beschnittenen werden als Männer begrüßt, von ihren Verwandten mit Waffen, Perlen oder Vieh beschenkt und bekommen neue Kleider, während die Wächter für jeden der Beschnittenen ein Stück Vieh und einen neuen Karosse erhalten. Daß diese jungen Männer sich in der ersten Zeit nach der Beschneidung ungestraft allen Lüsten und Lastern hingeben dürften, ist nicht gegründet; allerdings aber macht sie, da sie als Knaben bei Verlust des Lebens sich nicht das Geringste erlauben durften, das Bewußtsein, nun Männer geworden zu sein, häufig übermüthig und ausschweifend; was ihnen aber, wenn sie ertappt werden, theuer zu stehen kommt, so daß alsdann die Geschenke, die sie erhalten, bald wieder darauf gehen.

In ähnlicher Weise werden die Mädchen, sobald sich bei ihnen die Anzeichen der beginnenden Reife finden, in die Gesellschaft der Frauen aufgenommen. Stellt sich diese Periode ein, so werden alle junge Mädchen aus der Nachbarschaft zusammengerufen; der Vater des Mannbar werdenden Mädchens muß schlachten und den übrigen Mädchen ein Gastmahl bereiten, wobei gesungen und getanzt wird.

Der Jüngling ist nun ein Mann geworden und genießt die Rechte eines Mannes; das ganze Ansehen als solcher behauptet er aber so lange noch nicht, als er noch keine Frau hat. Daher schreitet er, sobald es ihm durch seine eigenen Vermögensumstände oder durch Unterstützung seines Vaters oder seiner Brüder möglich gemacht ist, zur Heirath. Zu dem Ende läßt er die Eltern des Mädchens, das er sich ausersehen, von seinem Vorhaben in Kenntniß setzen. Sind diese

mit dem Antrage zufrieden, so schicken sie ihre Tochter, auf deren Lust oder Unlust zur Heirath auch nicht die geringste Rücksicht genommen wird, in Begleitung mehrerer Frauen zum Bräutigam, der seine nächsten Freunde und Bekannten rufen läßt, damit diese die Braut beschauen und ihr Urtheil über sie abgeben, ob sie sich zur Frau für ihn eigne oder nicht. Die Braut muß von ihrer Ankunft bis zur Beendigung der Brautschau draußen auf dem Platze stehen bleiben. Besitzen die Brautschauer etwas Schamgefühl, so daß die Braut nur ihren Kaross bis auf die Hüfte herablassen und den Brustschurz abnehmen, so daß Leib und Brust gesehen werden, und muß sich so unter mehrmaligen Herumdrehen ihnen zeigen. Im entgegengesetzten Falle aber, muß das arme Mädchen ganz unbekannt vor ihnen auf und abmarschiren und sich wohl gar auf seine schamlose Weise untersuchen lassen. Da zittert und bebt denn das arme Geschöpf oft sehr. Wird sie von den Brautschauern gebilligt, oder will sie, wenn auch dies nicht der Fall ist, der Bräutigam dennoch haben, und sind Alle zufrieden, so wird sie von etlichen Weibern aus der Freundschaft des Bräutigams in dessen Haus eingeführt. Dieser läßt auf der Stelle schlachten, während die Braut scheuer den Brautkanz aufführen. Hat der Bräutigam hinlänglich Vieh zum Schlachten, so werden alle Bewohner der benachbarten Plätze zur Hochzeit geladen; ist er arm, so läßt er es bei den bisherigen Gästen bewenden. Alle Hochzeitgäste schicken nun entweder einen Sack Milch oder eine Anzahl Kühe, die während der Hochzeit auf dem Hochzeitsplatz gemolken werden, damit Milch und Fleisch in reichlicher Menge vorhanden seien. Ueber das Fleisch ist der Bräutigam nicht Herr, sondern das muß er den Hochzeitsgästen überlassen und sich bei ihnen bedanken, wenn sie ihm ein Stück zukommen lassen. Je mehr Vieh der Bräutigam schlachten kann, desto länger dauert die Hochzeit, 2 bis 4, bis 6, ja bis 8 Tage. Da wird gegessen und getrunken und Tag und Nacht getanzt. Am letzten Tage wird die Hochzeit durch das Ochsenrennen beschlossen, wozu alle Gäste ihre Ochsen versammeln. Am

Tage, nach der Hochzeit bezahlt der Bräutigam seine Braut, nachdem er vorher von ihren Eltern ein beliebiges Geschenk an Perlen, Knöpfen oder Tabak erhalten hat. Je nach seinem Vermögen beträgt die Zahlung 4 bis 10 oder mehr Kühe oder Färsen. (Ein Inkosi oder der Sohn eines Inkosi darf nie unter 20 Stück geben.) Kann er den ganzen Betrag nicht auf einmal bezahlen, so zahlt er ihn nach und nach in jährlichen Partieen ab. Wer aber Alles mit einem Male bezahlen kann, der thut es, wenn er auch dann kein Brot für seine Frau übrig hat; zu diesem müssen ihm wieder seine Freunde verhelfen. Das nach und nach Bezahlen hat viele Unannehmlichkeiten, weil die Eltern mancher Braut schelmisch genug sind, dem Bräutigam, wenn er einmal ein Jahr lang nichts bezahlen kann, ihre Tochter sogleich wieder wegzunehmen und endlich, wenn er immer wieder nicht bezahlt, an einen Anderen zu verheirathen. Diese Fälle sind jedoch selten.

Will ein Mann seine Tochter verheirathen, ohne daß sie von Jemand begehrt worden ist, so schickt er einen seiner Freunde zu Leuten, von denen er weiß, daß sie reich sind, und vermuthen kann, daß sie seine Tochter nehmen werden, mit einer Perlenschnur; diese bietet nun der Ueberbringer an, und Jeder weiß, was sie bedeutet. Wer sie annimmt, giebt damit zu erkennen, daß er jenes Mannes Tochter haben will. Diese wird ihm dann nachgeschickt, und es geht, wie schon erzählt worden.

Manchmal tritt auch der Fall ein, daß ein Mann ein schönes Kind sieht und es gern künftig zu seiner Frau haben möchte. Damit ihm nun das Mädchen, wenn es größer geworden, nicht durch einen Anderen weggenommen werde, läßt er den Eltern desselben seinen Antrag machen. Sind diese damit einverstanden, so schicken sie ihm das Kind nach der oben beschriebenen Weise und lassen es mit dem Manne Hochzeit halten. Nach derselben bezahlt der Mann und entläßt das Kind, mit einem Kleide beschenkt, wieder nach Hause, wo es so lange bei seinen Eltern bleibt, bis es mannbar geworden. Dann holt jener Mann das Mädchen ab, und es ist nun seine Frau.

Dies ist der wahre Hergang der Dinge, und nicht, wie ihn Andere beschrieben haben, daß die jungen Mädchen, wenn sie mannbar geworden, auf irgend einen Platz gingen und dort eine Zeitlang mit einem Manne Umgang pflegten, der ihnen dafür ein Kleid geben müßte. Eben so ungegründet ist es, daß ein Mann, wenn er seine Tochter feil bietet, sie demjenigen giebt, welcher ihm das meiste Vieh zahlt. Bezahlt muß immer werden, aber wie viel, das wird nie vorher besprochen und darf sogar nicht vorher besprochen werden.

Lebensart.

Die Lebensart der Kaffern im Allgemeinen ist höchst einfach, oft auch Jammer und Ekel erregend. Ihre ganz schmucklose Kleidung aus Fellen verursacht ihnen wenig Kosten; und dennoch sieht man im Winter, wo Viele, die kein Vieh und deshalb auch kein Fell zur Bekleidung haben, durch Erkältung vielen Krankheiten unterliegen, oft rechte Jammerbilder unter ihnen, namentlich viele elende und kranke Kinder, da diese ganz nackend umherlaufen. Ihr Kleid dient ihnen zugleich zur Decke auf ihrem Nachtlager, das aus Matten von einfachen Binsen besteht, die sie am Boden um das Feuer herumlegen: eine sehr üble Gewohnheit, der zufolge man oft Säuglinge sieht, die im Schlafe aus dem Schooße der Mutter ins Feuer gerollt sind und sich jämmerlich verbrannt haben. Statt des Karoß tragen jetzt Viele eine wollene Decke. Auch tragen die Weiber Schnupftücher um den Kopf.

Ihre Nahrung besteht im Sommer (vom December bis März) meist in Milch, weil zu dieser Zeit die Kühe kälben; und hernach, wenn die Milch abnimmt, in Getreide, besonders Korn und Kürbissen, die sie aufbewahrt haben. Der Mais wird meist jung vom Garten weg verzehrt. Wird der Mangel an Nahrungsmitteln nicht zu drückend, so wird etwas Korn bis zur Saatzeit (September und October) für die Weiber aufgehoben, damit diese bei dem schweren Gartenbau auch hinlänglich kräftige Speise haben. Auch wird meist nur in der Winterszeit geschlachtet, weil in dieser sich die Kaffern

neue Kleider machen. Wenn sie nicht gerade reichlich geerntet haben, so fängt der Mangel an Nahrungsmitteln oft schon im August an, sich bemerklich zu machen, und dauert bis zur Milchzeit (December). In diesen Monaten leben sie meist von wilden Gewächsen, einer Art Wurzeln, Zwiebeln, wilden Rüben und einem Safte, den sie aus einer oft zwei Fuß dicken Wurzel, die im Walde wächst, saugen; auch die Aepfel des Gelbholzbaumes genießen sie, welche die Größe einer Flintenkugel haben und wie Holzäpfel schmecken. Sie speisen des Tages zweimal, Morgens um 10—11 und Abends um 9 Uhr. Der Mann, als Herr über Alles, theilt das Essen aus; ihm müssen die Weiber das Getreide, das sie abgeerntet und ausgeschlagen haben, zur Verwaltung übergeben. Für die Nahrung der ganz kleinen Kinder, welche die Milch von einer eigens für sie bestimmten Kuh erhalten, hat die Mutter zu sorgen. Alle Mannsleute und die Frauen erhalten jeden Tag ihre Mahlzeiten vom Herrn zugetheilt. Die Männer essen allein, entweder im Viehkraal oder unter freiem Himmel auf dem Platze, im Hause nur bei Regenwetter; die Weiber, jede einzeln in ihrem Hause, ebenfalls besonders. Die größeren Kinder erhalten keine Portion, sondern sitzen, die Knaben hinter den Männern, die Mädchen bei den Frauen, und müssen mit dem vorlieb nehmen, was die Alten ihnen abgeben. Die Knaben sind hierin besser daran, als die Mädchen, da sie nach Beendigung des ihnen befohlenen Geschäfts, während des Melkens auf die Kälber aufzupassen, — die das ganze Jahr an der Mutter bleiben und erst immer ansaugen müssen, ehe die Kuh die Milch läßt, — unter die Kuh kriechen und die noch übrigen Tropfen Milch aus dem Euter saugen oder sich in den Mund melken dürfen. Dagegen erhalten die Mädchen in der Erntezeit dafür, daß sie auf den Garten aufpassen, oft Korn, welches sie für sich allein kochen können, und die Knaben bekommen Milch dafür, daß sie auf die Kühe aufpassen. Zum Essen der Milch, welche sie in ledernen Säcken oder trockenen Kürbissen aufbewahren und zusammenrinnen lassen, bedienen sie sich eines Pinsels aus Binsen, den sie in die Milch ein-

tauchen und dann ablecken; das Trinken derſelben findet man ſelten. Das Getraide verzehren ſie in Löffeln, wozu aber entweder ein Span oder Meſſer oder eine Muſchel und dergleichen dient, was ihnen gerade in die Hand kommt. Beim Fleiſcheſſen ſind ihre Gabeln die Zähne; mit dieſen beißen ſie ins Fleiſch ein und ſchneiden die Biſſen vor dem Munde mit dem Meſſer oder der Aſſagaai ab.

Von Reinlichkeit der Gefäße wiſſen ſie gar nichts; das Ausſcheuern müſſen die Hunde übernehmen, denen nach dem Eſſen das Gefäß zum Ablecken vorgeſetzt wird. Wo die Gefäße inwendig voll Schmutz ſind, da haben die Leute gewöhnlich keinen Hund, der ſie rein leckt. So wie die Hunde die Gefäße laſſen, werden ſie wieder gebraucht. Den Pinſel leckt jeder ſelbſt ab. Doch Kaffern, die bei Miſſionsplätzen wohnen und nicht gar zu träg ſind, werden in dieſen Stücken menſchlicher. Das Gefühl des Ekels iſt ihnen ganz unbekannt; ſie lieben den miſtigen Geſchmack und kochen das Fleiſch gewöhnlich mit dem friſchen Miſte des Viehes; überdies wird das Fleiſch ſchon beim Ausſchlachten meiſt auf den Miſt gelegt und iſt oft vor demſelben nicht zu erkennen. Die Blätter des Maulgalk werden ſogar ſammt dem Miſte darin als Delicateſſe roh verzehrt. Ja, ſie eſſen ſogar ein ſinkend Aas. Stirbt ihnen ein Stück Vieh, ſo wird es wie jedes andere verzehrt, mag es immerhin von der Krankheit oder der Fäulnis ſtinken. In dieſer Hinſicht ſind ſie manchmal ſchlimmer, als die Hunde. Haſen, Hühner, Eier, Fiſche u. dergl. verſchmähen ſie, weil ſie für unrein gelten, aber Aas nicht. Durch die Miſſionare jedoch lernen ſie auch dieſe Geſchöpfe nicht mehr für unrein achten, und Viele eſſen ſie ſchon gern. Eben ſo wenig achten ſie auf die Reinlichkeit ihres Leibes; das Einzige, was ſie dahin thun, iſt, daß ſie vor und nach dem Eſſen den Mund ausſpülen, vor dem Melken die Hände waſchen und die Kleider ausziehen; aber beim Eſſen wird darauf nicht geſehen. Wenn ihr Leib einmal recht voll Unreinlichkeit iſt, beſchmieren ſie ihn mit Fauba vom Röthelſtein und waſchen ihn etliche Tage nachher. Wer ſich nicht

gern wäscht, beschmiert sich fleißig mit dieser Farbe, worin sie zugleich Befriedigung für ihre Eitelkeit suchen. Doch auch in Betreff dieses Punktes nehme Viele von den Missionaren Belehrung an. Für ihre Unreinlichkeit werden sie aber auch nicht wenig von Ungeziefer geplagt. Sich desselben zu entledigen, machen sie oft kurzen Prozeß: sie beißen es mit den Zähnen todt und verschlucken es zum Theil. — So viel über ihre Lebensart im Allgemeinen.

Doch auch, was man im besonderen Sinne Lebensart nennt, ist bei ihnen zu finden; besonders ist ihre Gastfreundschaft gegen einander sowohl, als gegen Fremde, zu rühmen. Und kommen zehn Hungrige zu ihnen, so wird selbst von der spärlichsten Mahlzeit Allen gleichmäßig mitgetheilt; da geht ein Stück Fleisch von einem Munde zum anderen; jedes Stück wird Allen zu kosten gegeben, wobei sich Jeder bedankt für das, was er bekommt. Schlachten sie ein Stück Vieh, so werden alle Leute aus der nächsten Umgebung gerufen, und das Fleisch wird gemeinschaftlich verzehrt, was wegen der großen Anzahl der Gäste oft in einem Tage geschieht. Wer für sich schlachtet und sein Fleisch allein ißt, den nennen sie einen Dieb, weil Diebe das gestohlene Fleisch auch heimlich essen. Fremde finden bei ihnen stets Herberge und Essen, und Reisende nehmen daher nie Nahrungsmittel mit auf den Weg. Dieselbe Gastfreundschaft beweisen sie auch gegen die Weißen, obgleich Manche, die durch die Weißen Schaden erlitten, eine Abneigung gegen sie haben. Für Alles, was sie entweder von ihres Gleichen oder von Fremden geschenkt bekommen, es sei wenig oder viel, danken sie und küssen dem Geber die Hand. Nie wird man hören, daß Jemand einem Anderen eine Wohlthat, die er ihm erwiesen, vorrückt. Nicht Gesetz des Geistes Christi, sondern natürliche Gewohnheit erfüllt bei ihnen den Spruch: „Laß die Linke nicht wissen, was die Rechte thut.“ Gegrüßt wird von ihnen nur der Inkosi, durch den Ausruf: Ah! z. B. Ah Gaseka! Das Alter steht bei ihnen in hohen Ehren, und der Jüngere muß dem Aelteren ohne Widerrede gehorchen.

Charakter.

In der Beurtheilung des Charakters eines Volkes muß man nicht vergessen, daß es unter jedem Geschlechte gute und böse Menschen giebt, und darf nicht alle in eine Klasse werfen. Auch unter den Kaffern darf man diesen Unterschied nicht außer Acht lassen; es giebt unter ihnen Leute, die wir natürlich gut nennen, aber auch schlechte. Obgleich von Zügen des göttlichen Geistes bei ihnen nicht die Rede sein kann, so deuten selbst unter den so tief gefallenen Kaffern einzelne, sogenannte natürliche gute Eigenschaften darauf hin, daß sie mit uns desselben, göttlichen Geschlechtes sind; viele Züge dieser Art sind Allen gemein.

Sie sind durchgängig eins der kräftigsten Geschlechter; da ihnen aber, namentlich den Männern, Uebung im Arbeiten fehlt, so wissen sie ihre Kräfte gar nicht zu benutzen. Sie haben einen sehr scharfen Verstand, nur leider nicht für's Göttliche, viel Ueberlegung und Scharfsinn, sind geübt in Spitzfindigkeiten, was sich namentlich in ihren Berathungen zeigt, und besitzen ein sehr gutes Gedächtniß; Alt und Jung, selbst Kinder haben alle ihre Gesetze und Gebräuche so inne, daß sie dieselben an den Fingern herzählen können, und die Verhandlungen bei Berathungen, und was jeder Einzelne darin gesagt, wissen sie noch lange nachher haarklein zu erzählen. Ihr Wille steht, wie es bei einem heidnischen Volke ja nicht anders sein kann, unter der Herrschaft des Bösen; zu nichts haben sie mehr Liebe und Lust, als zur Sünde. Ihr Hang zum Stehlen und Rauben ist sehr groß, obschon es deren giebt, die sich desselben schämen. In fleischliche Lust sind sie gänzlich versunken und haben im vollsten Sinne des Wortes Augen voll Ehebruchs; Jeden gelüstet seines Nächsten Weib so stark, daß die Lust gewöhnlich die That gebiert; fast jeder Mann hat neben seinen eigenen Frauen immer noch die eines anderen zur Geliebten, und eben so jede Frau die Männer einer anderen. Das junge Volk ist hierin ganz zügellos und unbändig. Diese schändlichen Lüste werden sogar offen getrie-

ben; Männer leihen sich unter einander ihre Frauen auf Jahre und leben im offenbarsten Ehebruch. Solche Lüste erzeugen, wie nicht zu verwundern, so heftige Eifersucht, daß nicht nur Viele wahnsinnig werden, sondern auch in gräßlichster Wuth sich einander ermorden und Rache um Rache nehmen. Das ganze Familienverhältniß ist in dieser Hinsicht, obgleich es sonst fast lieblich zu nennen wäre, einem bösen Krebsschaden gleich, der sogar den kleinen Kindern ekelhafte Krankheiten anerbt und das Mark des Lebens wegfrißt. Kurz, es ist nicht möglich, Zucht und Sitte gestatten es nicht, sich deutlicher hierüber auszusprechen. Andererseits haben sie auch wieder eine natürliche Liebe zu ihren Frauen und Kindern; mag es auch solche geben, die sich über den Verlust eines Stück Viehes mehr betrüben, als über den Tod ihrer Frau. Im Allgemeinen leben sie sehr friedlich und ärgern einander wenig.

Zum größten Theil sind sie unersättliche Menschen, wenn sie etwas zu essen haben; dagegen können sie auch wieder 3—4 Tage hungern; dann binden sie sich einen Riemen um den Bauch und ziehen ihn immer fester an, je leerer der Bauch wird. Der Hauptzug ihres Charakters ist epikuräisch; sie suchen die Lust dieses Lebens im vollsten Sinne des Worts zu genießen. Darum sind sie auch träge zu leiblichen und geistigen Anstrengungen; aus Trägheit, nicht etwa aus Zweifelsucht, scheuen sie alle Mühe, nach dem Worte des Lebens zu forschen, das ihnen verkündigt wird. Dasselbe zu bezweifeln, dazu ist es ihnen viel zu mächtig und ihrer Thorheit viel zu weit überlegen. Dazu kommt noch ihre große Furcht vor dem Tode, der für sie das Fürchterlichste in der Welt ist, was sie sich denken können; spricht man von ihm, so wollen sie sogleich weglaufen. Das Leben lieben sie zu sehr. Aus Furcht, vergiftet zu werden, trinkt der Inkosi auf dem Platze seines Anderen Milch. Freilich giebt es solche Charaktere, die sich mit diesem teuflischen Geschäfte befassen und ein Wohlgefallen daran haben, Andere auf eine langsam peinigende Weise aus dem Leben zu schaffen. Treue Leute, denen man

Alles anvertrauen darf, findet man wenige; fast Alle sind sehr habsüchtig; die, welche es nicht sind, meiden diesen Fehler nicht aus natürlicher Tugend, sondern aus leichtsinniger Geringschätzung und Verachtung aller Werke Gottes. Weil sie durch die Kinder nur reich zu werden hoffen, so sind sie von einer höchst unreinen Sehnsucht erfüllt, viele Kinder zu bekommen; sie stürzen aber dieselben oft in unsägliches Elend.

Endlich sind sie sehr redselige Menschen. Sie können nicht einen Augenblick still sein, sondern müssen immer einen Gegenstand haben, den sie besprechen können. Sie fragen, wie die Athener, jeden Menschen nach Neuigkeiten (indaba). Giebt es gerade keine indaba, was jedoch selten der Fall ist, so muß Einer eine aufbringen, und sollte er auch eine ganz alte Geschichte erzählen, die jedes Kind weiß. Diese bringen sie dann mit solcher Lebendigkeit vor, daß sie oft eine neue darüber ganz vergessen und gar nicht mehr verlangen; und mag ihnen eine indaba schon von zehn Seiten her mitgetheilt sein, sie hören sie dennoch mit der größten Geduld an. Wer nach einer indaba gefragt wird, antwortet zuerst mit „Nein"; der Fragende stimmt zu mit hä! Dann sagt Jener wieder: „Es ist keine indaba vorhanden!"; der Fragende stimmt wieder zu mit hä! Endlich fängt Jener an, zu erzählen, was er etwa weiß. — Redner sind sie, wie wohl kaum ein Volk in der Welt. Versetzt man sich aber nicht ganz in ihre Denkungsweise, in der Unterhaltung mit ihnen, so verstehen sie Einen sehr schwer; namentlich hat man viel Mühe, ihnen die Gleichnisse der Bibel deutlich zu machen; diese fassen sie ganz grobsinnlich auf. Sie reden zwar auch sehr häufig in Gleichnissen, die aber nur in ein Paar Worten bestehen, womit sie jedoch viel sagen; z. B. sagen sie: „simpukani", d. h. wir sind Fliegen, und meinen damit: wie die Fliegen durch ihre große Liebe zur Milch getrieben werden, sie zu stehlen, aber oft dabei umkommen, so gehen auch sie aus Liebe zur Milch stehlen und büßen dabei oft ihr Leben ein. — Wenn man ihnen bei der Verkündigung des Wortes Gottes recht verständlich werden will, so muß man die ganze Ansprache in Frage und

Antwort einkleiden, dabei aber stets Rücksicht auf ihre Art, zu denken, nehmen, und alle Vergleichungspunkte wohl bezeichnen.

Gewerbe (Professionisten oder Meister).

Unter dem Worte Incibi (Professionist oder Meister) versteht der Kaffer Menschen, die ein Geschäft treiben. Diese zerfallen in drei Hauptclassen: 1) Leute, die Sachen verfertigen, — unsere Handwerker, — 2) Doctoren und 3) Regenmacher. Zu allen drei Classen gehören sowohl Männer als Weiber.

1. In der ersten Classe stehen die Waffenschmiede oben an. Die Art und Weise, in der sie die Waffen verfertigen, zeugt von wirklicher Kunst. Zuerst brennen sie Kohlen; dann machen sie aus Lehm einen kleinen Hügel von etwa 2 Fuß Breite und 1½ Fuß Höhe, rund und hohl und mit zwei Löchern versehen. Dies ist ihre Esse. Zwei Säcke von Ziegenfellen, an deren Ende zwei ausgehöhlte Hörner befestigt sind, bilden den Blasebalg. Das Eisen, woraus alle Waffen gemacht werden, wird durch ein kleines Kohlenfeuer zuerst in der Esse heiß gemacht, dann mit einem runden Stein vierkantig gehämmert, mit Lehm bestrichen, damit es nicht verbrennt, im Feuer geschweißt, nochmals vierkantig glatt gehämmert, ausgereckt, zugerichtet, wieder gehämmert, damit die rechte Form herauskommt, und dann völlig ausgearbeitet, und nun ist die Umkonto (Waffe) fertig. Für 6—8 Stück solcher Umkonto bekommt der Schmidt eine Kuh. Es giebt deren acht Sorten: 1) die Isichuntube, vom Stock bis zur Spitze etwa 14 Zoll lang und 1 Zoll oder etwas darüber breit; 2) die Isigixa, 10 Zoll lang, mit einem 3 Zoll langen, runden Halse hinter der Schneide; 3) die Irwana, 8 Zoll lang und ohne Hals; 4) die Isaka, mit einer 6 Zoll langen Schneide und 6 Zoll langem, viereckigem Halse, der ringsum kleine Zähne oder Widerhäkchen hat; 5) die Inkondschana, mit 3 Zoll langer Schneide und 2 Haken (wie ein Pfeil); 6) die Isigola, mit 5 Zoll langer Schneide und 8 Zoll langem Halse;

7) die Iqoqa, mit 4 Zoll langer Schneide und 6 Zoll langem bunt ausgezacktem Halse; 8) die Ingganda, 10 Zoll lang, überall vierkantig, wie ein großer Pfriemen, mit 3 Zoll langem Halse. Sie werden an einen 5 Fuß langen, dünnen Stock, von der Dicke eines Ladestocks, befestigt. Der Stock wird zu dem Ende oben gespalten, und das $1\frac{1}{2}$ Zoll lange, vor dem Halse stehende glatte Ende wird, wie bei uns die Messer, in die Spalte eingeschoben und mit einem feinen Riemen, der vom Harnwusch des Ochsen gemacht wird, fest umwickelt. (Je nachdem Einer geschickt ist, wirft er 50 — 100 Schritt weit mit demselben; selten aber trifft er wirklich das Ziel. Deshalb ist ihre Kriegskunst nicht von Bedeutung und besteht hauptsächlich darin, daß der Eine den Anderen zu beschleichen und mit ihm handgemein zu werden sucht, wozu sie das Gebüsch wählen. Im offenen Felde bilden sie zwar einen geregelten Haufen; kommt's aber zum Angriff, so zerstreuen sie sich, werfen mit den Waffen und suchen die Waffen des Feindes entweder mit einem Stocke, nach Art des Fechters, abzuwehren oder dadurch, daß sie sich plötzlich lang auf die Erde werfen und eben so schnell wieder aufstehen.)

Eine andere Arbeit der Eisenschmiede sind ihre Beile und Nadeln. Das Beil, ebenfalls von bloßem Eisen, ist etwa 4 — 6 Zoll lang, an der Schneide 2 und am Ende 1 — $1\frac{1}{2}$ Zoll breit und ohne Oehr. Die Schneide, deren Seite etwa einen reichlichen Viertelzoll dick ist, ist länglichrund und von 2 Seiten kurz zugeschliffen; das Ende ist etwas dünner und wird in einen Stiel von hartem Holz eingeschlagen, so daß es durch den Stiel geht und auf der anderen Seite etwas heraussteht. Diese Beile sind vermöge ihrer Härte und Form so stark, daß sie nie ausbrechen; auch die Gerber bedienen sich ihrer. Die Nadeln sind von verschiedener Länge, selten 1 Fuß lang, und von der Dicke eines dicken Strohhalms. Die Spitze ist etwas kurz zugefeilt und das Ende bunt ausgezackt. Sie brauchen dieselbe zum Vorstechen beim Nähen und zum Herausziehen der Dornen aus den Füßen.

Eine zweite Art Handwerker sind die Messingschmiede.

Sie arbeiten ohne Feuer und verfertigen aus Metall, das aus der Colonie von den Engländern kommt, die Arm- und Fingerringe und den Gurt, welchen sie über den Hüften um den Leib tragen. Dieser besteht aus lauter glattgehämmerten, schön abgerundeten Ringen, von ½ Zoll im Durchmesser, die, an einen Riemen gereiht, als Zierrath getragen werden. 3—400 gehören zu einem Gürtel, und für 2 Gürtel bekommt der Meister eine Kuh.

Eine dritte Art sind die Gerber, welche die Ochsenhäute zu Kleidern bereiten. Es wird eine Vorrichtung, ähnlich den Schlichtbäumen der Gerber Deutschlands, aus 4 Pfählen gemacht. Die zwei Seitenpfähle werden mit dem unteren Ende in die Erde gesteckt und an den Zaun des Viehkraals angelehnt; an den oberen Enden haben sie Zacken, auf welche ein dritter Pfahl querüber gelegt wird; der vierte Pfahl wird auf der Erde mit hölzernen Haken an die Enden der Seitenpfähle befestigt. Hierauf wird die Haarseite der Haut naß gemacht und mit Kuhmist bestrichen; die Aasseite wird mit warmem Wasser gut angefeuchtet und durch die Löcher, die beim ersten Aufschlagen entstehen, mit Riemen auf die 4 Pfähle aufgespannt. Dann wird die Aasseite mit Beilen, nach Art des Schlichtens bei unseren Gerbern, so lange geschabt, bis die Poren der Haare zum Vorschein kommen. Was an diesem Verfahren etwa auszusetzen wäre, ist das, daß zwei Männer angestrengt arbeiten müssen, um in einem Tage die Haut fertig zu machen, und dies ist nicht eben sehr zu verwundern, da die Haut unter keiner weiteren Vorarbeit war und das Beil ihr einziges Werkzeug ist. Allein die Haut ist überall so gleichmäßig bearbeitet, wie sie kaum ein Gerber in Europa mit seinem Falz zu Stande bringt. Was abgeschabt und bei uns zu Leimleder verbraucht wird, das kochen sich die Kaffern und essen es als Delicatesse.

Eine vierte Art Handwerker sind die Schuhmacher. Die Stirnhaut des Ochsen wird einfach aufgespannt und getrocknet und dient dann zu den Sohlen; die Haarseite der Ochsenhaut wird nach Außen getragen. Die Sohlen stehen

einen Finger breit rund um den Fuß hervor. Eine zwei Zoll breite Lasche auf jeder Seite bildet das Ober- oder Vorderleder und ein anderes breiteres Stück das Hinterleder; alle drei Stücke werden durch einen Schuhriemen auf der Frist zusammengeschnürt. Dies Handwerk bringt seinen Meistern sehr wenig ein, weil nur Wenige Schuhe tragen, und auch diese nur auf weiten Reisen; an einem Paar Schuhen hat Einer sein Leben lang genug. Wer dem Meister zu zwei Paaren Zuthat giebt, bekommt ein Paar zurück; der Käufer giebt für ein Paar ein Ziegenkämmchen. Die Schuhmacher sind zugleich auch die Incibi yeadwe, d. i. die Verfertiger der Kranichflügel. Zwei solcher Kranichflügel an einen ledernen Bundriemen befestigt, bilden den Helm, einen Schmuck der Soldaten, wenn es in den Krieg geht. Der Riemen wird um den Kopf so befestigt, daß auf jeder Seite ein Flügel stracks in die Höhe steht. 80 bis 100 und 200 Paar dieser Flügel hat ein jeder Inkosi für seine Soldaten.

Eine fünfte Classe der Handwerker sind die Incibi yenqawa, d. i. Verfertiger der Tabackspfeifen. Aus einem Stück Holz, gewöhnlich vom Stammende des Baums, schnitzen sie Pfeifen mit einem gerade stehenden Rohre, wie die kurzen irdenen bei uns. Ein kurzes, dünnes und ausgehöhltes Stück bildet die Spitze. Den Kopf legen sie, wenn es Jemand verlangt, oft sehr zierlich mit Blei aus. Auch diese Handwerker verdienen Nichts, weil sie die Pfeifen meist als Geschenk weggeben müssen; nur für eine hübsch mit Blei ausgelegte Pfeife bekommen sie manchmal ein Kalb.

Die zweite Abtheilung von Handwerkern der ersten Hauptclasse bilden die Weiber, unter denen die Schneiderinnen obenanstehen. Sie verfertigen die Karoße für beiderlei Geschlecht und die Mützen für die Weiber. Aus folgender Beschreibung wird man sehen, daß ein Karoß nicht ein so wunderlich Ding ist, wie man sich gewöhnlich vorzustellen pflegt. Sobald die Ochsenhaut ausgeschlachtet ist, wird sie mit hölzernen Nägeln auf der Erde ausgespannt und, wenn sie getrocknet ist, zum Gerber gebracht. Kommt sie von diesem zurück und ist

sie trocken, so wird sie wieder naß gemacht und mit einem groben Granitstein gerieben, wieder aufgespannt und mit trocknen Aloeblättern gerieben, die sehr scharfe Zähne haben, wodurch sie wollig und faserig wird. Dann wird sie im Hause an einem warmen Flecke aufgehängt, damit sie trockne. Den Tag darauf wird sie mit alter saurer Milch angefeuchtet und, wenn sie erweicht ist, wieder mit jenen Aloeblättern gerieben, wobei alle Weiber des Platzes helfen. Ist sie wieder trocken, so wird sie getreten und mit den Händen weich gerieben, auf der Haarseite mit Fett bestrichen, zusammengerollt und gebunden. Des andern Tags reibt sie die Eigenthümerin wieder, damit das Fett einziehe; dann wird sie wieder mit warmem Wasser angefeuchtet und zum dritten Male mit Aloeblättern gerieben. Wenn sie zu trocknen anfängt, wird sie wieder aufgeschlagen und zum vierten Male mit Aloeblättern gerieben, bis sie recht wollig und weich ist. Darnach werden die Ränder abgeschnitten, und sie wird wieder getreten und mit den Händen gerieben, und so kommt sie zur Schneiderin. Je nachdem die Haut groß ist, werden 3 bis 4 Blätter daraus geschnitten, die an einem Ende schmal, am andern breit sind; die schmalen kommen nach den Schultern, die breiten nach dem untern Ende. Nun wird sie wieder zusammengenäht. Den Zwirn dazu machen sie aus den Sehnen an den Vorder- und Hinterblättern des Viehes. Beim Nähen stechen sie mit der oben beschriebenen Nadel vor. Ist sie fertig genäht, so wird sie wieder naß gemacht und aufgespannt, damit die Nähte gerade gezogen werden. Dann wird sie wieder mit den Händen gerieben, mit Fett bestrichen und mit saurer Milch eingesprengt. Darauf werden Kohlen von weichem Holz zu Staub gerieben und auf das Kleid gestreut und eingerieben, damit es eine schwarze Farbe bekomme. Am Rumpf ist eine 9 Zoll breite Klappe angebracht, die auf dem Rücken bis an die Erde herunterhängt und mit 4 bis 6 Reihen gelber Knöpfe besetzt ist. Wer es kann, besetzt die äußere Reihe mit platten und die innere mit kleinen runden Knöpfen. Wenn es gut geht, wird ein solch Kleid in 3 bis 4 Wochen fertig. Die

Haarseite wird auf dem Leibe getragen. Die Karosse der Männer werden eben so bearbeitet, nur haben sie keine Klappe mit Knöpfen. —

Die Mützen der Weiber bestehen aus 4 Buschbockfellen, auf denen ebenfalls die Haare bleiben. Drei solcher Felle werden, wenn sie gehörig zubereitet sind, wie ein Rock, der oben und unten offen steht, zusammengenäht; dieser Sack wird in der Mitte eingebogen, und die eine Hälfte wird umgelegt und bildet eine Klappe, die vorn herunter hängt, wie von einer Zipfelmütze der Zipfel. Aus dem 4ten Felle wird eine lange, 4 Zoll breite Schärpe geschnitten und an einer Seite der Mütze befestigt. So wird sie in die Erde eingegraben, daß sie zähe wird, wieder herausgenommen und mit süßer Milch besprengt. In die Klappen werden etliche Hölzchen gesteckt, damit sie die rechte viereckige Form bekommt. Dann wird sie nochmals in die Erde gesteckt, wieder herausgenommen, ausgereckt und, wenn sie trocken ist, weich gerieben und beschnitten. Die etwa 14 Zoll lange und breite Klappe wird dicht mit weißen und blauen Perlen in Streifen besetzt. Wenn sie aufgesetzt wird, wird sie mit der langen Schärpe umwunden und fest gemacht. Sie steht wie eine Pelzmütze der alten Grenadiere, und wird nur beim Hochzeitstanz getragen. —

Eine andere Arbeit der Frauen ist das Korbmachen aus Binsen. Wenn diese geschnitten und trocken sind, so werden die besten herausgesucht, naß gemacht und gespalten. Aus diesen werden wieder die besten ausgesucht, der inwendige Kern abgeschabt und zum Nähen der Körbe gebraucht. Die andern gespaltenen nehmen sie zum Einlegen, welche Einlage wie der Finger eines Kindes dick genommen wird. So wird dann immer an einem Stricke fort eingelegt und eine Reihe durch die andere genäht. Je nach der Größe der Körbe ist auch die Näherei verschieden, aber durchgängig sehr accurat und schön aussehend. Der größte ist der Itala, welcher ungefähr 2 Scheffel faßt; dann folgen die Amaqindiva, die zum Aufbewahren ihrer Kleinigkeiten gebraucht werden und etwa 2 Eimer enthalten, dann die [illegible], etwa 1 Eimer, dann die Ama-

tunga, worein gemolken wird, ½ Eimer, dann die Izitya, woraus gegessen wird; und noch eine Menge, bis auf das kleinste, gleich einem Becher, woraus den Säuglingen geschenkt wird. Diese Arbeit verstehen die meisten Weiber.

Eine dritte Arbeit, die nur einzelne Frauen verstehen, ist das Topfmachen aus Thon, der trocken gegraben, zu Pulver gestoßen, naß gemacht und geknetet wird. Ist der Topf geformt, so muß er in der Luft gut trocknen; dann wird inwendig und auswendig herum trockner Kuhmist gelegt und ein großes Feuer um ihn herum gemacht, bis er durchgebrannt ist. Wenn er kalt geworden ist, wird Kafferkorn gerieben, das Mehl mit Wasser gefeuchtet, in den Topf gethan, Wasser zugegossen, und das Korn zu einem trocknen Brei gekocht. Hiermit wird der Topf inwendig und auswendig bestrichen, und, was übrig ist, wird wieder hineingethan, Wasser zugegossen, auf Feuer gesetzt und so lange gekocht, daß nach vielem Ueberkochen, fast Nichts mehr darin ist. Dies ist die Glasur, die aber gar kein Ansehn hat. Für einen Topf von 2 Eimern bekommt die Töpferin eine Ochsenhaut, von sehr Reichen auch manchmal eine Kuh.

Als Gesammtarbeit aller Frauen und Kinder ist endlich das mannichfaltige, sehr künstliche Flechten anzuführen. Aus Grashalmen und Binsen flechten sie Armringe von 10 bis 50 Stricken; auch flechten sie eine Matte von zwei Quadratfuß mit vielen Stricken so dicht, wie die Wasserkörbe, die ihnen zur Tafel dient, auf welche sie das gekochte Fleisch oder den Kornbrei legen. Die übrigen Matten sind von keiner Bedeutung; die Binsen werden bloß an einander gereiht und entweder eingeflochten oder mit einem dünnen Seile durchzogen.

2. Die 2te Classe bilden die Doctoren, Amaqira, die wieder in 5 Classen zerfallen, von denen jede ihr besonderes Geschäft hat.

Die Hauptclasse von diesen sind die Izanuse, d. i. Riecher, welche die Leute riechen. Sie werden auch Amaqira abukali, d. i. scharfe Doctoren, genannt. Wenn ein Mann sehr krank ist, und schon die Doctoren niederer Classen zu

Rathe gezogen hat, ohne Hülfe von ihnen zu erlangen, so heißt es: er sei von einem Menschen bezaubert, und nun wird auf Befehl des Iakosi zu der Izanuse (gewöhnlich ein altes Weib) geschickt, damit sie den Zauberer herausriechе. Alle Männer des Districts, in welchem der Kranke wohnt, werden zusammen zur Izanuse geschickt, die hierauf ihren Tanz beginnt, wozu die Männer singen müssen. In der dadurch bewirkten Ekstase setzt sie sich nieder und nennt den Zauberer. Dieser wird sogleich gebunden und aufgefordert, all' sein Zaubergut herauszugeben. Da es aber meist Unschuldige trifft, besonders reiche Leute, so können sie dem Befehle nicht nachkommen, und werden dann wenigstens „aufgefressen", wo nicht gänzlich zu Tode gemartert. Der Kranke bleibt natürlich demungeachtet krank oder stirbt. Doch jetzt verschwinden diese Gräuel fast ganz, denn seitdem die Predigt des Evangeliums das ganze Volk wie ein Sauerteig durchdringt, verlieren die Izanuse alle Jahre an Macht und Zutrauen. Das Volk lernt nun bald einsehen, daß Krankheit und Tod stets eine Ursache haben muß, die nicht immer von der Zauberei herkommt. Dabei ist es aber nicht zu läugnen, daß es wirklich Zauberer unter ihnen giebt, die entweder mittelbar durch verschiedene Gifte oder unmittelbar durch die Macht der Finsterniß ihr gräuliches Spiel treiben. Mancherlei Erfahrungen dieser Art haben mich auch dahin gebracht, bei solchen Gelegenheiten Niemand mehr in Schutz zu nehmen, weil es äußerst schwierig, ja unmöglich ist, sich von der Unschuld des Beschuldigten zu überzeugen. Die Izanuse verlieren ihre Macht und Glaubwürdigkeit doch, ohne daß man ihnen geradezu auf frischer That widersteht, denn das Wort Gottes zeigt Allen, daß Zauberei eine schreckliche Sünde ist, und das Riechen ein gewissenloses, betrügerisches Handwerk. —

Auch die Art und Weise, durch welche sich ein Mensch das Ansehn einer Izanuse verschafft, wird dem Volke immer mehr verdächtig; eine Izanuse gelangt nämlich durch ihre eigene Krankheit dazu. Wenn solch ein betrügerisches, geschwätziges Weib krank wird, so sagt sie: sie könne die Kräfte des Mak-

sers, der Erde, des Himmels, der Pferde u. s. w. sehen und werde dadurch gereinigt. Bezeugen nun andere Doctoren, daß das wahr sei, was sie sage, so muß ein Stück Vieh geschlachtet und ihr zum Opfer gebracht werden. Dann giebt sie vor, sie sähe im Traume die verstorbenen Inkosi mit ihren Schilden und bekleidet zu ihr kommen, um mit ihr zu reden, und beginnt in ihrem Hause zu tanzen, und nennt einen Mann, der schuld sei an ihrer Plage, indem sie vorgiebt: es sei ihr (von dem todten Inkosi und jenen Kräften) befohlen worden, öffentlich aufzutreten und den Mann herauszuriechen. Diese ihre Aussage muß dann nebst ihrer Krankheit dem Inkosi berichtet werden, damit er Alles wisse. Heißt sie dann der Inkosi ihr Meisterstück machen, so riecht sie einen Mann heraus, dem es dann wie gewöhnlich geht. Bei dem nächsten Fall einer schweren Krankheit muß sie nun ein Meisterstück von ihrer Kunst ablegen. Gelingt es zufällig und genes't der Kranke, so wird sie als Inanusa anerkannt; wenn nicht, so war ihre Mühe vergeblich, sie gilt dann Nichts; oft sterben solche auch an eben der Krankheit, durch welche sie sich zu Doctoren aufzuwerfen suchen. Das einzige Mittel, wodurch sie einen Inkosi zur Zustimmung bewegen können, ist, daß sie bei der Meldung ihrer Krankheit und Aussage behaupten: sie würden sicher sterben müssen, wenn er nicht seine Zustimmung gäbe.

Die 2te Classe der Doctoren sind die Amaqira okumbululu, d. i. Doctoren, welche das Zaubergut ausfindig machen können. Mit dieser Kunst verbinden sie auch die, Arznei aus allerhand Kräutern zu bereiten, die wirklich Manchem hilft. Wenn ein Kranker schon Doctoren niederer Classen ohne Nutzen gebraucht hat und ihm gesagt worden ist: er sei bezaubert, so müssen diese Doctoren das Zaubergut ausfindig machen und wegschaffen, damit der Kranke genese. Ihre Methode dabei ist folgende: Wenn sie auf dem Kraal des Kranken angekommen sind, werden die Leute der Nachbarschaft versammelt und von einigen Verwandten des Kranken wird ein Tanz begonnen, an welchem auch der Doctor mit seinen Gesellen in der schon früher beschriebenen Grauen erregenden Bekleidung Theil

nimmt. Während er im Tanzen die verschiedensten und sehr anstrengende Bewegungen mit dem ganzen Körper macht, schwingt er seine Izikali (Assagaai's) die Kreuz und Quer und guckt sie oft mit verdrehten Augen an. Hat er nun von seiner Izikali Auskunft erhalten, so setzt er sich nieder und nennt alle Häuser, in denen Zaubergut vorhanden ist, sagt auch, warum der Kranke bezaubert sei, meist aus Neid u. dgl. Hat er nach öfterem Absetzen Alles ausgeforscht, dann hört der Tanz auf und er geht, das Zaubergut aus den besagten Häusern zu holen. Wenn ich auch seine Spiegelfechtereien meist Lügen strafen muß, so bin ich doch Augenzeuge gewesen, als Einer, ohne das Haus zu kennen, sogar den Ort darin sagte, wo das Zaubergut sei. Und wirklich ging er fast blindlings auf den Fleck zu und befahl seinen Gesellen, es herauszugraben. Es wollte Anfangs Nichts erscheinen; aber er sagte: „Grabt nur zu! es muß da sein;" und endlich kamen Sachen zum Vorschein, die nicht durch Zufall konnten dahin gekommen sein. — Diese Menschen nahmen unter ihren Landsleuten sogar den Schein der Frömmigkeit an, indem sie mit ihren satanischen Kräften viel Gerede von Gottes Güte verbinden. Ich hatte einmal mit dem, von dessen Verfahren ich Augenzeuge gewesen bin, ein ausführliches Gespräch über seine ganze Kunst und sagte ihm gerade heraus, daß er Teufelswerk treibe mit seinem Weissagen; ich zeigte ihm das Verbot Gottes 5 Mose 18, 10—12, worüber er sehr betroffen schien. Seine Kenntniß der Kräuter, aus denen er Medicin bereitete, rühmte ich und rieth ihm, allen Leuten damit so viel als möglich behülflich zu sein. Er fragte dann nach Manchem, worüber mir das Wort Gottes gerade so treffende Stellen an die Hand gab, daß er deren Wahrheit nicht nur anerkennen, sondern auch freiwillig bekennen mußte, daß sie schlechte Leute seien. Er versicherte auch, daß er sich, wenn er in meiner Nähe wohnte, mit seinen Kindern fleißig von mir würde unterrichten lassen. Später hat er mich noch oft zu Hause und beim Gottesdienst besucht, was er 2 Jahre zuvor nicht that; denn er war derjenige Doctor, der damals sein Handwerk bei

Gazela trieb, als dieser mit Umhala in Krieg verwickelt war. Ihre Weisheit und Thorheit haben diese Doctoren von ihren Eltern, und nicht durch Selbsterhebung, wie die Inanuse. Selten erfinden sie eine neue Medicin, und begnügen sich mit den alten, die bei geringen Krankheiten auch oft gute Dienste thun.

Die 3te Classe sind die Amaqira eziblanga, d. i. Doctoren der Fresser. Unter Izibilanga verstehen sie Dinge, etwa wie Würmer, die im Leibe des Menschen fressen und dadurch Schmerzen verursachen. Um die fressenden Dinge aus den Kranken herauszuziehen, legen sie ihm auf die Stelle, wo der Schmerz sitzt, große Kugeln von frischem Kuhmist. Ihr Verfahren und ihren Betrug dabei, habe ich früher beschrieben. Es ist natürlich, daß sie damit Nichts ausrichten, dessenungeachtet scheint der frische Kuhmist bei gewissen Schmerzen eine wohlthätige Wirkung hervorzubringen, weshalb er das erste Mittel ist, welches von allen Kaffern im Anfange und Fortgange der Krankheit gebraucht wird.

Eine zweite Kunst wollen diese Doctoren bei Leuten beweisen, denen etwas in das Auge gefallen ist, oder die einen Schlag in's Auge erhalten haben. Sie geben vor, daß auch dann ein Izibilanga darin stecke und holen diesen heraus, indem sie ihren Mund, das Auge gleichsam küssend, anlegen und auf die gewöhnliche betrügerische Weise zu Werke gehen, indem sie vorher Etwas in den Mund gesteckt haben. Bei den Meisten schaffen sie keine Besserung, und wo diese ja eintritt, da mag vielleicht ihr Speichel auf das Auge eingewirkt haben. Auch wenden sie zuweilen Medicin an, wie die der zweiten Classe; wenn diese aber nicht anschlägt, so sind sie es immer, welche sagen: der Kranke sei bezaubert; auch sind sie es allein, welche glauben, daß jeder Gestorbene bezaubert sei, wenngleich Viele an Altersschwäche sterben; und sie sind es ferner auch, welche früher die Leute vom Worte Gottes abwendig machten, indem sie sagten: Alle, welche beten und Gottes Wort hörten, müßten sterben. Allein alle ihre Thorheiten sind so allgemein bekannt, daß sie nur noch von sehr wenigen Leuten, die sich übrigens

ihrer schweren Sünden wegen von Gottes Wort fürchten, gebraucht, von den Andern aber verspottet werden.

Die 4te Classe sind die Amaqira amayeza, die Doctoren der Medicin. Sie gebrauchen nur Medicin bei den Kranken, beschuldigen Niemand der Zauberei, sondern meinen, die Krankheit komme von einem Gespenst, welches im Wasser lebe, und von ihnen Ihili genannt wird. Was dieser Ihili sei, wissen sie nicht, meinen aber, er gehe in den Menschen ein und greife ihn an irgend einem Flecke an. Zu dieser Classe gehört eine Unterclasse, die Amaqira ocuvinca, d. i. Doctoren des Verstopfens. Wenn nämlich ein Mensch oft der Zauberei beschuldigt ist, so müssen diese ihn verstopfen oder zumachen, damit er nicht mehr zaubere. Sie geben ihm nun ihre Medicin ein, die bewirken soll, daß sein Herz nicht mehr an das Zaubern denke, und dann waschen sie ihn. Dafür muß er ihnen eine Kuh schlachten.

Die 5te Classe sind die Amaqira enkomo, d. i. Viehdoctoren. Ihre Medicin besteht aus einer Menge Kräuter und Wurzeln, die an Flüssen wachsen; sie werden dem Vieh theils eingegeben, theils wird das Vieh damit geräuchert. Genau erkennbare Krankheiten, als den abortus beim Vieh und die oft damit verbundenen Umstände, kuriren sie sehr bald, wenn keine schlimmere Krankheit im Hintergrunde ist; aber schwer erkennbare Krankheiten, die gar zu häufig beim Vieh sich finden und jährlich eine große Anzahl hinraffen, können sie nicht heilen. Ein andres Geschäft haben sie mit den übrigen Doctoren der zweiten Hauptclasse gemein, das Starkmachen der Soldaten, wenn es zum Kriege geht. Sie zerstampfen dann eine Art weißer Wurzeln in Stücke und kochen sie ohne Wasser; wenn die Wurzeln sengen und der Rauch stark wird, so müssen alle Soldaten in den Rauch gehen. Dieser soll bewirken, daß die Soldaten standhaft wenden, die Feinde besiegen, großen Raub davon tragen und keiner von ihnen dabei umkomme, auch nicht einmal verwundet werde. Diese Thorheiten haben die Kaffern nun schon oft theuer bezahlen müssen, und doch sind sie davon noch nicht frei.

3. Zu den drei Hauptclassen gehören endlich noch die Abanisi bemoula, d. i. Regenmacher (wörtlich: Herunterlasser des Regens). Ihre Entstehung und Praxis kommt der der Izanusa am nächsten. Ein solcher Mensch giebt vor, er sei krank, träume von den Heerschaaren der Luft, stehe mit einer derselben in Verbindung und werde von ihr unterrichtet. Dann geht er noch weiter und spricht: er habe von einem Stück Vieh irgend eines Menschen geträumt. Will der Eigenthümer ihm dasselbe nicht geben, und regnet es in der Zeit nicht, so beklagt sich der Regenmacher beim Volk und sagt: „Seht ihr nicht, daß ich gebunden und gehemmt bin durch jenes Stück Vieh? Ohne den Besitz desselben habe ich keine Macht und sehe auch keinen Ausweg, es zu erhalten, weil ihr euch meiner nicht annehmt." Da diese Meister fast immer kleine Inkosi oder Untercapitäne sind, so wird das Volk über den Besitzer jenes Stück Viehes bald zornig und will ihn tödten, wenn er es nicht eiligst dem Meister giebt. Dadurch gerathen alle in Angst. Es kommt dann vielleicht Regen; wenn nicht, so träumt dem Meister von einem andern Stück Vieh, welches ihm der Eigenthümer sogleich schicken muß, wenn er nicht getödtet werden will. Der Regen kommt oder kommt vielleicht nicht. Wenn es dann sehr trocken ist, so giebt er vor: Der Regen werde von einem Menschen aufgehalten, der sich mit dem Kopfe auf die Erde stelle und dem Himmel den Hintern zeige. Nun wird er sehr gebeten, diesen Menschen zu nennen, der gewöhnlich ein Reicher ist. Nachdem er ihn namhaft gemacht hat, wird die Sache dem Inkosi angezeigt, der dann fragen läßt, was er mit dem Menschen thun solle. Der Meister räth, ihn entweder zu ersäufen oder auf andere Weise zu tödten, sein Vieh aber „aufzufressen." — Der Hauptregenmacher im Reiche der Amachachabe ist Ugqatsi, der in seinem Leben viele Hunderte auf diese Weise aus dem Leben gebracht hat. — So oft das Volk Regen begehrt, geht es zum Meister, tanzt und macht die üblichen Ceremonien, und bleibt der Regen aus, dann werden obige Beschuldigungen vorgebracht. Der Betrug dieser Regenmacher ist von jeher eines der größten Hindernisse

für die Ausbreitung des Evangeliums unter diesem Volke gewesen, indem sie, wenn viele Kaffern um ihrer Lüge willen schon getödtet waren und doch kein Regen fiel, dann immer die Missionare beschuldigten, daß sie den Regen aufhielten. Und noch vor zwei Jahren hielten, da es lange trocken war, die Inkosi von Ungqika's Hause: Maqoma, Tyali und Sutu eine Versammlung, in welcher sie beschlossen, alle Lehrer in ihrem District auf etliche Jahre des Landes zu verweisen, weil Ugqatsi sie beschuldigt hatte, den Regen aufgehalten zu haben. Sie wollten in der Zeit sehen, ob sie wirklich schuld seien oder nicht. Herr Roß, schottischer Missionar, hielt gerade damals, ohne um diese Versammlungen zu wissen, mit dem Volke bei seiner Station eine besondere Gebetsstunde um Regen, und dies mag auch von den beschuldigten Missionaren nicht unterlassen worden sein. Und siehe, der Herr schickte, noch ehe der Beschluß zur Ausführung kam, einen 8 Tage lang anhaltenden Regen. Ugqatsi hatte sich damals gerade nicht bemüht, Regen zu machen, und so wurde von dem Volke, das um Herrn Roß war, schnell die Kunde von jener Gebetsstunde verbreitet und der Regen allgemein dem Missionar zugeschrieben. Alles war nun still. Herr Roß wurde sehr gepriesen, Herr Brownlee aber, bei Jan Tzatzoe am Büffelfluß, gelästert, weil dort der Regen nur schwach gewesen war. Das lag aber ganz an der Lage dieser Station in einem trocknen Striche. Der Regen hält sich immer länger im Gebirge, das kann jedoch das dumme Volk nicht einsehen. In demselben trocknen Jahre hatten wir hier im Gebirge keine so große Noth, als die Ebenen: denn hier fiel doch oft ein kleiner Regen. Niemand aus dieser Umgegend ist aber zum Regenmacher gegangen, sondern Alle erinnerten mich jeden Sonntag vor dem Gottesdienste, daß ich doch um Regen bitten sollte. Ich that dies, und oft hatten wir schon am Sonntag oder doch am Montag Regen. Da hatte ich manchmal viel abzuwehren und dem Volke zu erklären, daß nicht ich, sondern Gott den Regen mache. Nun sagt hier fast Niemand mehr, daß ein Mensch Regen machen könne, sondern Alle glauben,

daß Gott es allein ist. Auch Hans, von dessen Regenmachen am Weihnachtsfeste 1836 ich geschrieben habe, hat seitdem nie wieder seine Praxis getrieben; er verhält sich ganz still, weil Lehrer in der Nähe sind. Seit den letzten zwei Jahren ist demnach das Ansehen der Regenmacher so gesunken, daß sie fast gar kein Einkommen mehr haben. Und ist nur der große Betrüger Uggatsi erst todt — er ist ein alter Mann, und das verschafft ihm noch einiges Ansehen — so wird wohl schwerlich wieder einer an seine Stelle kommen. Dazu kommt noch, daß immer mehr Missionare unter das Volk kommen, und wo es zulässig ist, die Flüsse ausgeleitet werden, woraus das Volk großen Vortheil schöpft.

Sprache.

Es giebt wohl selbst unter den ausgebildetsten Sprachen keine, die auf so festen, durchgängig consequenten Gesetzen beruht und so wenig Ausnahmen leidet, als die Kaffersprache. Eine besondere Art Wohlklang und Flüssigkeit überwiegt reichlich den auf den ersten Augenblick entgegentretenden Mißklang der Zungenschläger, die aber, wenn man sie erst in seiner Gewalt hat, auch wohlklingen und zur eigentlichen Kunst der Sprache gehören. Ein bewundernswürdiger Umstand ist es auch, daß kein Kaffer, selbst das kleinste Kind nicht, je einen Fehler im Sprechen macht; ein solcher ist für sie gänzlich ein Ding der Unmöglichkeit.

Für einen Fremden ist es so schwer, auch nur die richtige Aussprache in seine Gewalt zu bekommen, daß es nur Wenige giebt, die wirklich derselben Meister werden. Die Hauptschwierigkeiten verursachen die Zungenschläger und die Hauchbuchstaben, die zugleich halbe Gutturalen sind. Erstere zerfallen in drei Hauptclassen: Zahn-, Gaumen- und Seitenschläger, von denen jede wieder vier Classen für sich bildet, so daß es also 12 Schläger giebt. Letztere, die Hauchbuchstaben, zerfallen in drei Classen, harte, weiche und mittlere. Von den Zungenschlägern läßt sich unmöglich eine Beschreibung geben, weil dergleichen in europäischen Sprachen nicht gefunden wird; und auch die

Hauchbuchstaben haben nach zuverlässigen Nachrichten ähnliche Laute nur im Sanscrit und den Hindusprachen; was aber die hebräischen Grammatiker über die ursprüngliche Aussprache des ע aufstellen, mag ganz analog sein.

Eine andere Schwierigkeit bietet die bisher von den Meisten sogenannte euphonische Assimilation dar, welche jedoch bei Weitem nicht so schwierig ist, als die Aussprache der Zungenschläger. Diese Euphonik ist eigentlich nichts Anderes, als was die lateinische Regel fordert: Jedes zum Substantiv gehörige Adjectiv muß sich in Genus, Numerus und Casus nach demselben richten, nur mit dem Unterschiede, daß im Lateinischen alle Wörter am Ende, in der Kaffersprache aber am Anfange abgewandelt werden. Es erfordert ein genaues Studium und viel Uebung, um in diesem Stücke so sicher zu werden, daß man keinen Fehler mehr macht. Hier nur ein Beispiel von dieser Regel: iliwi lika Tixo lishunyayelwa lide lifike livive gabantu bonke, d. i. das Wort Gottes wird verkündigt, bis daß es komme und gehört werde von allen Menschen. Iliwi ist ein Substantiv mit dem Präfixum ili und davon bezeichnet li das Genus; als Subject des Satzes regiert es also alle zu ihm gehörigen Wörter. Jene Regel ist durchgängig festes Gesetz für alle Arten von Substantiven.

Noch weit größere Schwierigkeiten aber finden sich bei der bisher so wenig erkannten und eigentlich besonders den Namen Euphonik verdienenden innern Verwandlung der Consonanten; denn die äußere Euphonik würde durchaus keinen Mißklang geben, wenn statt des obigen li immer einfach i oder ein andrer Buchstabe stände; allein bei den innern Verwandlungen würde nicht nur ein Mißklang, sondern auch eine höchst schleppende, unnatürliche Aussprache entstehen, wenn die Buchstaben sich willkürlich verwandelten. Hauptgesetz der Consonanten ist ihre Eintheilung nach den Organen, und nach ihren Eigenschaften, durch welche sie unter einander verwandt sind (wie im Griechischen). So darf z. B. vor den Lippenbuchstaben nur ein Lippenbuchstab, von den Zungenbuchstaben

nur ein Zungenbuchstab stehen u. s. w. Diese Buchstaben würden nun bei der Flexion des Wortes im Ablativ oder im Verbum einen Mißklang oder eine höchst schleppende Aussprache erzeugen, und da dies nie vorkommen darf, so werden sie in die ihrer Eigenthümlichkeit nach verwandten Laute verwandelt, z. B. umlambo soll in den Ablativ treten, unverändert würde dieser höchst schleppend emlambweni sein, deshalb wird mb in den weichen Zischlaut dsch verwandelt, emlandscheni. Das m in um ist Präfixum und gehört nicht zum Stamme des Wortes. Ferner soll z. B. das Verbum ukupa (herausgeben) im Passivum, das gewöhnlich durch ein zwischen den Endvocal und den Consonant eingeschobenes w gebildet wird, ukupwa heißen, so ist dies fast unmöglich auszusprechen, wenigstens höchst widerlich klingend; deshalb wird p in den harten Zischlaut tsch verwandelt, ukutschwa. Das m vor b in umlambo wird dann immer in n verwandelt; m mitten im Worte in ny, als zanyazanyiswa (von zamazamisa), qunyulwa (von qumla), wo vor l noch u treten muß, denn qumlwa würde hart klingen. Diese und noch eine große Anzahl von innern Veränderungen kommen sehr häufig vor; und im Reden da immer das Rechte zu treffen oder sich die Sprache so anzueignen, daß man sich nicht erst lange zu besinnen braucht, wenn man solche Regeln anwenden muß, ist unendlich schwieriger als jene Euphonik.

Ein noch schwierigerer Punkt als diese innere und wahre Euphonik ist alsdann der richtige Gebrauch der Partikeln, die sich auf Zeit und Umstände beziehen, lauter kleiner Wörtchen, die zwischen das Verbum und das Verbalpräfixum eingeschoben werden, als (da k andateta (ich redete einst), di k endize (ich komme zuweilen), di s afuna (ich suche noch) und eine Menge anderer. Die Schwierigkeit tritt erst dann recht ein, wenn man in den Temporibus der Vergangenheit und Zukunft redet, wo Wiederholungen Statt finden, als wa k ank ehambe (du wärest einst gegangen).

Am schwierigsten von Allem ist aber der rechte Gebrauch der Tempora in der conjunctivischen Redeweise und bei den

Verben können, sollen, wollen, müssen ꝛc., in Verbindung sowohl mit andern Verben als auch mit Substantiven, als bendingedingengumtu oder bendingéandibingumtu oder bendingedingengamtu, d. i. ich hätte nicht mögen Mensch sein; umtu ist das Substantiv, bendinge der Ausdruck für: ich hätte mögen, dinge oder andi für: nicht sein, und bi ist Negativum vom Verbum sein, und muß bei andi stehen, g an umtu ist Verbum zum Substantivum umtu, Alles nur ein Wort; dakandandingendihambe oder dakandikendihambe, d. i. ich hätte damals müssen gehen; hamba ist das Verbum gehen, alles Uebrige, wie vorhin. Je nachdem das Können oder Wollen eine Äußerung der Kraft, des Willens oder des Gefühls ausdrücken soll, müssen verschiedene Verba gebraucht werden. Ueberhaupt ist dieser Unterschied der menschlichen Fähigkeiten durch den größten Theil der Bedeutungen der Verba genau bezeichnet.

Hinsichtlich der Construction der Sätze kann man sich großer Freiheit bedienen, wenn man sich dabei nur nicht verworren ausdrückt. So kann man den activen Satz in einen passiven verwandeln, den Vordersatz zum Nachsatz, und umgekehrt, machen u. dgl., als: posu kanti uyaziyo lento ubuza yinina, d. i. doch während du weißt diese Sache, du fragst warum? (warum frägst du, da du doch die Sache weißt) oder posu ubuza yinina kanti uyaziyo lento, letzteres ist jetzt Nachsatz, vorhin war es Vordersatz; posu (doch) steht am Anfange des Satzes.

Das Hauptgerippe der Formenlehre lernt Jeder, der nur einigermaßen grammaticalische Kenntniß der alten Sprachen hat, bei fleißigem Studium mit Gottes Hülfe bald; aber alle einzelnen, kleinen Bestandtheile derselben genau zu kennen und stets richtig von fast gleichlautenden zu unterscheiden, ihre Etymologie richtig herauszufinden, woran so viel gelegen ist, weil oft die besten Dolmetscher die Bedeutung eines abgeleiteten Verbums falsch wiedergeben, kurz, sich ganz in diese Sprache zu versetzen, aus ihr heraus denken zu lernen und so die völlige Praxis eines Kaffern zu treiben, das ist eine Jahre lange

Arbeit, wobei man keinen Tag hingehen lassen darf, ohne Etwas mehr davon gelernt zu haben, und bedarf einer so anhaltenden und genauen Forschung, daß man sich über jeden einzelnen Buchstaben und die Gesetze, denen er durch die ganze Sprache unterworfen ist, muß Rechenschaft geben können. Ein sehr glücklicher Vortheil ist es für uns Deutsche, daß unser Organ sehr gut zur Kafferſprache sich eignet; dahingegen die Engländer wegen ihrer lispelnden, die Vocale so veränderlich sprechenden Sprache in der Aussprache allein unübersteigliche Schwierigkeiten vor sich haben. Auch ist es vortheilhaft, wenn man bei aller Sprachkenntniß, die man hat, sei es viel oder wenig, das Gesetz beobachtet, Nichts aus einer andern in die Kafferſprache hineinzutragen oder nach derselben die Kafferſprache zu ordnen. Nur, weil man dies bisher so wenig beachtet hat, ist so viel Dunkelheit, Mißverständniß und Irrthum vorhanden. Wenn irgend eine Grammatik der alten Sprachen bei der Kafferſchen von Nutzen sein kann, so ist es die hebräische. Die Behandlung der Vocale geschieht in beiden Sprachen nach denselben Gesetzen, eben so das Einschieben der kleinen Wörter in das Verbum, die Ableitung von fünf Stämmen aus der Wurzel, von denen drei in ihren Bedeutungen dem hebräischen Hiphil, Piel und Hithpael analog sind, ja das Causativum der Kafferſprache denselben Gesetzen in Hinsicht des Objects folgt wie das hebräische Hiphil. Um aber die Käfferſprache richtig zu erlernen und für sich eine richtige Grammatik entwerfen zu können, dazu bedarf es, wenngleich keiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit, doch einer gewissen grammaticalischen Kenntniß andrer Sprachen, wenigstens nach ihren allgemeinen Umrissen. Die Kafferſprache aber richtig zu verstehen, ist einzig eine Gabe Gottes, die man sich vom Herrn erbeten muß; und wenn er uns diese Gabe schenkt, heiligt er durch sie jede anderweitige Kenntniß und schließt uns ein Geheimniß dieser schwierigen Sprache nach dem andern auf. Es ist ein unbeschreiblicher Jammer, wenn man durch einen Dolmetscher das Wort des Lebens verkündigen muß, das dadurch oft recht todt und abgeschmackt erscheint;

denn auch das Dolmetschen ist eine Gabe, die unter 50 Dolmetschern — und so viele giebt es hier nicht einmal — kaum einer hat. Ebenso unzulänglich ist es, wenn man sich dem Volke nur ein Wenig verständlich machen kann. Nein, man muß das Volk, seiner Sprache mächtig, kräftig überzeugen, strafen, warnen, ermahnen und ihm alle Einwürfe mit Leichtigkeit widerlegen können, wenn der Eindruck nachhaltig sein soll, worüber doch oft viele Jahre hingehen. Das bleibt freilich ausgemacht, der Herr allein kann die Herzen aufthun und umschaffen, wozu die größte Beredsamkeit Nichts beiträgt; allein er bedient sich dabei menschlicher Werkzeuge. Oder woher kommt es denn, daß die vielen kleinen Gemeinden von Bekehrten aus den Kaffern, die so viele Jahre widerstrebten, ehe sie sich dem Herrn ergaben, woher kommt es, daß diese fast durchgängig von andern Bekehrten oder Dolmetschern aus ihrem Volke und nur außerordentlich Wenige durch die Missionare selbst bekehrt worden sind? Es kommt wirklich bei dem Menschen, für den es schwer ist zu glauben, wenn er nicht recht hören und verstehen kann, auch darauf an, ob ihm klar oder unklar, verständlich oder unverständlich das Wort Gottes verkündigt wird. —

Religion.

Weder von wahrer Religion noch von grobem Götzendienste tritt uns äußerlich etwas bei den Kaffern entgegen. Sie haben aber nicht nur das jedem Menschen angeschaffene Gottesbewußtsein, sondern auch einige Kenntniß von seiner Strafgerechtigkeit und seinem Zorne, wie wir hernach hören werden. Der Name U Tixo (Gott), der jetzt unter ihnen allgemein im Gebrauch ist, kommt nicht von ihnen her, sondern von den Hottentotten, mit denen sie etwa vor 36 Jahren zusammen kamen und sich durch Verheirathung vermischten. Die Wörter Umdali (Schöpfer) und Umeni (Macher) sind späteren Ursprungs und meist erst von den Missionaren ausgebildet und eingeführt worden. Doch, wenn nicht gerade von Gott geredet wird, versteht man nie Gott unter Umdali und

unter Umenzi gar nichts, weil dies Wort zu allgemeine Bedeutung hat. Ich habe mehrere von den älteſten Amapakati gefragt, und dieſe ſagten, daß der Name Gottes von ihren Großvätern auf ſie gekommen ſei. Sie nannten ihn Inkosi enkulu (den großen Herrn) oder Umfo omkulu (den großen Mann), und dies nur bei beſonderen Fällen. Als ich einmal mit einem ſehr alten Umpakati ſprach und das Geſpräch von den Tagesneuigkeiten auf göttliche Dinge leukte, fragte mich jener: Was für ein Wort Gott den Menſchen zurückgelaſſen habe, als er von ihnen geſchieden ſei? Im Verlaufe des Geſprächs vernahm ich, daß er nur dieſen einzigen dunkeln Begriff von ſeinen Eltern geerbt hatte. Dieſe und mehrere dunkle Fragen der Kaffern laſſen ſchließen, daß ſie mit ihrem epikuräiſchen Leben auch epikuräiſche Begriffe von Gott verbanden; und das läßt ſich noch heut zu Tage ſehr deutlich erkennen, wenn man ihr natürliches Treiben mit ihrer Geſinnungsweiſe zuſammenhält; denn Viele unter ihnen können gar nicht glauben, daß Gott ſich um alle Dinge bekümmere und alle Menſchen unter ſeiner Verſehung ſtehen; ſie denken ſich Gott ganz abweſend, von der Erde und nur dann ſeinen Zorn auf ihr offenbarend, wenn er mit ſeinem Blitze Menſchen oder Vieh tödtet. Und dies iſt der einzige Fall, in welchem ſie ihn zu nennen pflegen, und wo ſich eine Opferidee bei ihnen ſpüren läßt. Früher wurde außer der bei den Geſetzen der Reinigung erwähnten noch eine beſondere Kuh geſchlachtet und ganz verbrannt, wobei ſie ſagten: „Der Himmel hat ſie gegeſſen.“ Die wenigen alten Leute, die jetzt noch eine dunkle Vorſtellung davon haben, ſagen: der Inkosi enkulu hat damit beſänftigt werden ſollen, nicht wieder ſeinen Zorn auf jenen Platz herabzuſchicken. (Alle übrigen Opfer haben dieſen Namen nur, inſofern ſie Gaben an irgend eine Perſon ſind, ohne daß ihnen eine wahre Opferidee zu Grunde liegt). Daß ſie jetzt nur eine Kuh ſchlachten, geſchieht von Vielen deshalb, weil ſie dem Unrele hierin folgen, von dem wir bald hören werden; doch ſchlachten auch jetzt noch Manche nach uralter Sitte zwei Kühe. — Als vor zwei Jahren hier in

der Nähe ein Ochse vom Blitze erschlagen wurde, wollte der Eigenthümer, ein armer Mann, ein vollständiges Opfer bringen, was mir ein Umpakati, der eben dorthin ging, um an dem Trauerspiel Theil zu nehmen, berichtete. Durch diesen ließ ich dem Eigenthümer, den ich gut kannte, sagen: da es ein armer Mann sei, so solle er die zweite Kuh sparen, der Himmel esse kein Fleisch, er solle lieber zu Gott beten, daß er ihn ferner bewahre. Der Mann gehorchte und sparte die Kuh. — Sie glauben also, durch den Blitz offenbare Gott seinen Zorn; Gott, meinen sie, sei außer ihnen und habe in ihrem Bereiche nichts zu thun; den Zorn halten sie für etwas Sündliches, ihr Gott ist also mit Sünde behaftet. Obgleich bei solchen Unglücksfällen immer ihr Gewissen erwacht und die Gedanken sie ängstigen und verklagen, geben sie diesem Gefühle doch nicht Raum, sondern suchen sich von dem ihnen ohnehin schon entfernt scheinenden Gotte aus sklavischer Furcht sobald als möglich wegzuwenden. Eine eben solche Furcht haben sie vor dem Tode, nicht etwa allein deshalb, weil sie muthwilliger Weise vorgeben, nach dem Tode sei es mit dem Menschen ganz aus, sondern weil ihr Gewissen sie verdammt und überzeugt, daß sie ihrer Sünden wegen Gottes Zorn verdienen. Deshalb mögen sie auch kein Wort vom Tode hören und laufen fort, wenn man mit ihnen über denselben spricht; und müssen sie in der Predigt davon hören, so verstecken sie ihr Gesicht und das Herz erbebt ihnen in ihrem Leibe. Dies sind die Anknüpfungspunkte, sie ungemein zu beschämen und aufzuwecken, den Gott zu suchen, von dem sie sich muthwillig so weit entfernt haben. Wie konnte sie je eine solche knechtische Furcht zur Verehrung Gottes antreiben und zur nähern Bekanntschaft mit diesem für sie grauenvollen Gegenstande führen? Auch glauben sie an einen bösen Geist, den sie Ischologa nennen und als die Ursache aller allgemeinen Unglücksfälle ansehen; aus Furcht aber suchen sie sich aller Gedanken an denselben zu erwehren. —

Eine Seelenwanderung glauben sie nicht, sondern eine völlige Vernichtung der menschlichen Existenz nach dem Tode.

Die Widersprüche, in denen sie sich bei diesen letzten Ansichten befinden, beweisen nur zu klar, daß sie an das Fortleben der Seele nach dem Tode nicht glauben wollen; denn ihr Aberglaube lehrt sie dasselbe, da sie glauben, daß die Todten spuken. Wenn z. B. ein Mann einen Lieblingsochsen, der ein guter Renner war, sehr alt hat werden lassen und vor ihm stirbt, so meinen sie, spuke er nach seinem Tode in dem Ochsen, namentlich, wenn ihn vielleicht seine Söhne noch bei des Vaters Lebzeiten hätten haben wollen, ohne ihn zu bekommen, und sich darüber mit diesem erzürnten. Dem Ochsen traut nun nach des Mannes Tode Niemand mehr, und wenn er hernach geschlachtet wird, so muß ihn die Familie allein verzehren, kein Anderer kommt zum Fleischessen, und, damit der Ochse ganz vernichtet werde, verbrennen sie alle Knochen desselben im Ausgange des Viehkraals und lassen die Asche vom Vieh beim Aus- und Eingehen zertreten. Ebenso glauben sie, daß die Menschen, die sie böse nennen, nach dem Tode auf der Erde herumspuken und die noch Lebenden des Nachts zu tödten suchen. Sie nennen sie Amaqwira (Hexen). Alles dieses denken sie sich außer Gott, der nichts davon sehe noch wisse, und auch der Aberglaube, den sie beim Gebrauch des Doctors und Regenmachers kund geben, steht durchaus nicht in der geringsten Beziehung mit dieser ihrer dunkeln Idee von Gott; die Kräfte, mit denen jene Personen in Verbindung zu stehen vorgeben, sehen sie als ganz außer Gott bestehende an.

Woher nun ihre Begriffe von Sünde, Schuld und Strafe, woher ihre vielen Gesetze, als aus einer vormals umfassenderen Kenntniß von Gott? denn von Abgötterei ist keine Spur vorhanden; auch die Beschneidung und Reinigung liegen außer diesem Gebiet. Erstere ist erst vor 100 Jahren, als sie in den Inurbergen wohnten, unter ihnen aufgekommen und nur bis zu den Tambuki's gedrungen; die Amapondo und die Stämme bis Port Natal haben sie nicht; letztere ist eine Anordnung von Unrele (1818 und 1819) und ist nur eine Gewohnheit ohne alle Bedeutung. Jene Begriffe und Gesetze aber sind schon vor Paolo völlig ausgebildet gewesen. Wir

dürfen also annehmen, daß die Kaffern in früherer Zeit eine deutlichere Gotteserkenntniß besessen haben, von der sie sich aber muthwillig entfernt haben, so daß jetzt besonders auch von ihnen gilt, was Paulus von allen Heiden sagt, daß Gott sie zur Strafe hingegeben hat in ihrer Herzen Gelüsten zu thun, was nicht taugt.

Von einem Propheten aus älteren Zeiten wissen selbst die Alten Nichts zu sagen; aber zwei aus diesem Jahrhundert sind Jedermann bekannt. Der eine, ein wahrer Prophet, war Untsikana, ein durch Dr. van der Kemp Erweckter und nachmaliger treuer Schüler des Missionars Williams. Dieser war es, welcher nach Dr. van der Kemps Abreise bis zu Missionar Williams Ankunft durch ein schönes, geistreiches, von ihm selbst verfaßtes Lied, die wahre Gotteserkenntniß unter seinen Landsleuten bis zum Könige Hinza ausbreitete. (Dies Lied siehe am Ende). Aber Unxele, auch ein geborner Kaffer, der von den Hottentotten Links genannt wurde, war ein verworrener, phantastischer und falscher Prophet. (Zwischen diesen beiden ist häufige Verwechselung vorgekommen; Einige haben Untsikana für Links, Andere Links für einen Hottentotten gehalten). Unxele oder Links trat zu eben der Zeit, als Untsikana bei Hinza das Evangelium verkündigte, unter Hlambe's Volke auf. Damals noch ein Jüngling, lebte er beständig im Felde oder im Walde. Kam er einmal nach Hause, so wies er, wenn seine Mutter oder Freunde ihm Essen anboten, dasselbe zurück mit der Bethauptung: Alles sei unrein und voller Sünde; die Speise an und für sich zwar sei gut, aber, weil sie dieselbe betastet und zubereitet hätten, sei sie unrein geworden durch ihre Sünde. Da er nun in dieser Art und Weise fortfuhr und einst, als er in einen starken Enthusiasmus gerathen, sagte, er sei von Gott gesandt, die Sünden seiner Landsleute zu strafen und ihnen zu widerstehen; so schienen dies seiner Umgebung so ungereimte Reden, daß sie ihn für verrückt hielten, mit Riemen fest banden und den ganzen Vorfall sogleich ihrem Iakosi,

Unhlambe, berichteten. Unhlambe, darüber betroffen, ließ ihn losbinden und drang in ihn, zu weissagen. Als er nun die Leute des ganzen Stammes zusammenberufen, begann er abermals: er sei von dem Herrn gesandt, welcher Unyengana (so wurde Dr. van der Kemp von ihnen genannt) zu den Kaffern gesandt habe; er komme ihnen zu sagen: daß sie den Ehebruch einstellen, nur ihre großen Frauen behalten, keinen Krieg führen, nicht mit den Ochsen rennen, ihre Waffen in den Graben legen, nur Jagd damit machen und nicht anderer Leute Gut stehlen sollten; er habe allein ein großes Reden (große Gaben und große Macht dazu), Untsikana und Unyengana seien seine Diener; und wenn sie nun, so ermahnte er das Volk, nicht hören würden, so werde ein großes Feuer vom Himmel kommen und das ganze Land verzehren. Auch würden die Todten auferstehen; sie seien nicht etwa ganz untergegangen, sondern noch da. Dann weissagte er ihnen auch, daß ein Volk, welches sie nicht gekannt hätten, bald von Osten kommen, andere Stämme mit Krieg überziehen und einen Staum vertreiben würde, der von ihnen werde unterjocht werden. Dies war die Vertreibung und Unterjochung der Fengus, die etliche Jahre darauf wirklich erfolgte. Ueber eine solche Verkündigung, die Lüge und Wahrheit enthielt, und der einfältigen Untsikana's unähnlich war, gerieth das Volk in Bestürzung und war nicht nur viel geneigter, diesem verworrenen Propheten zu glauben, als dem rechtschaffenen, sondern meinte auch allgemein: er müsse vom Himmel gefallen sein. Daher stellte Unhlambe eine Untersuchung an und ließ erforschen: Woher und von wannen er sei? Unreles Mutter lebte noch; sie war erst vor kurzer Zeit mit ihrem Sohne von Capitain Botama's District gekommen und hatte sich bei ihren Freunden unter Unhlambes Volke niedergelassen. Nun wurde bei Botama nachgefragt; dieser kannte die Mutter und ihren Sohn Unrele ganz genau, denn Unreles Vater war Botamas Unterthan. Botama sagte, Unreles Eltern haben nahe bei Dr. van der Kemps Station gewohnt, wo er auch seine erste Kind-

heit zugebracht habe. Sein Vater ist wahrscheinlich mit Dr. van der Kemps Hottentotten, mit welchen auch viele Kaffern in die Colonie gingen, Dienste zu suchen, bei dessen Abzuge aus Kaffernland in die Colonie mitgegangen und entweder dort gestorben oder anderswie um's Leben gekommen; denn seit van der Kemps Abreise weiß man nichts mehr von ihm. Bei diesem Missionar mag also Unxele in seiner Kindheit einzelne Wahrheiten aufgefaßt haben, die sich, wie es denn bei einer starken Phantasie, zumal wenn der Mensch sich selbst überlassen bleibt, nicht anders sein kann, unter der thätigen Mitwirkung des natürlichen Stolzes mit mancherlei Lüge und Irrthum vermischten. Nach Entdeckung seiner Abkunft glaubte ihn Unhlambe, der den Thorheiten mehr Gehör gab als der Wahrheit, hoch halten zu müssen und machte ihm allerlei große Anerbietungen, von denen aber Unxele weiter nichts annahm, als ein Geschenk an Vieh, welches Jener für ihn aus dem Volke sammeln ließ. Unxele wählte nun einen eigenen Platz für sich, nahm zwei Männer von Unhlambe's Leuten zu sich und verlangte nur, daß das ganze Volk von Zeit zu Zeit zu ihm kommen und seine Reden hören sollte. Das gemeine Volk war thöricht genug, ihn bald wie jeden Inkosi zu grüßen, was er jedoch wirklich sich verbat. Der Zulauf zu ihm war sehr groß. Als er einst gefragt wurde, wo der Herr sei, der ihn gesandt habe, antwortete er: er sei unten auf der Erde. Auf die Frage: „Wie viel sind denn der Herren?" antwortete er: „Es sind zwei: Umbati-depu, der Inkosi enkulu, und Utayi, sein Sohn." (Verworren genug!) Man hat ihn vielfach beschuldigt, daß er gesagt habe: er sei Gott und habe die Felsen erschaffen; er wolle zu den Weißen in die Colonie gehen, seine Finger in die Nasenlöcher stecken und so deren Vieh rauben, ohne gesehen zu werden; daß er darauf gedrungen habe, ihm Vieh zu geben und ihn als den Ukumkani des Volks anzusehen; daß er auch Todte habe erwecken wollen. Allein Alle, die jetzt noch leben und ihn gesehen und gehört haben, verneinen dies auf das Entschiedenste. Aber dahin hat ihn sein phantastischer Charakter gebracht, daß

er die Reinigungen anordnete und zuerst selbst an dem Volke verrichtete, indem er sagte: er wolle sie reinigen, damit sie nicht stürben und ohne Sünde wären. Wenn es donnerte und blitzte, sagte er: es sei der Umdali-depu, und da er ihnen von dem Feuer, das vom Himmel kommen würde, gesagt hatte, meinten Alle, er werde den Blitz auf sie senden, und fürchteten sich sehr vor ihm. — Als er einst mit dem Inkosi Unhlambe und Umdushani zusammenkam, sagte er: „Wisset ihr, daß es ein Wesen giebt, welches euch alle gemacht hat? Als es euch machte, da kam ein Mensch aus einer Familie und sagte: „Mach' die Spreu von dem Korn;" diese sollen keine indaba (Zeitung) hören, auch Ungqika nicht." Unhlambe antwortete mit viel Selbsterniedrigung: „Ich danke dir; ermuntere sehr! ermuntere auch Ungqika; denn wir wissen nicht, wer den Krieg aufbrachte, als wir aufkamen, kannte man ihn schon." Unrele antwortete: „Ich sage noch nichts, sondern werde erst nach Grahamstown gehen."

Zu dieser Zeit vernahm Untsikana, der Hinza das Benehmen Unrele's und rügte ihn folgender Rede an das Volk, welches Unrele zu vergöttern anfing: „Unrele lügt, wenn er sagt, Gott sei unten auf der Erde; denn er wohnt im seinem Himmel. Gott sagt: Bringet den Mann um, welcher die Leute falsch unterrichtet. Wenn Unrele nicht geizig wäre, würde er das Vieh nicht angenommen haben; das ist kein Gesetz Gottes. Was für ein Werk verkündigt er den Leuten? Sagt er etwa: sie sollen den Geiz fahren lassen und das Verlangen nach dem Eigenthum Anderer? Er ist ein Mensch wie alle andern. Sagt er den Leuten: sie sollen beten? Hat dies Ding Reiz für ihn? Lehrt er die Leute Gottesdienst halten und dabei aufrichtig beten? Weiß er, wie die Thore des Himmels zu öffnen sind und kann er sie öffnen? Der Mensch, der von Gott gesandt ist, ist ein Licht und kein Großer dieser Welt. Die da Inkosi sind, die lasse man es bleiben und beraube sie ihrer Herrschaft nicht, die sie von Gott haben. Lasset diese Worte euch von Unrele verkündigen, wenn er von Gott gesandt ist!" Voll von Verwunderung und Furcht sagte

das Volk nun zu ihm: er sei Unrele gleich. „Nein," antwortete er, „ich gleiche ihm nicht und mache es nicht wie er. Welches meiner Worte ist dem seinigen ähnlich? Ihr macht heute viel Redens, aber ich gebe mich nicht gefangen. Es werden noch Viele von Gott begnadigt werden, daß sie Buße thun und sich bekehren von ihren Sünden und die Gerechtigkeit suchen. Meint ihr, diese seien auch unter sich gleich und kein Unterschied vorhanden?" — Diese Rede ließ er auch Unrele überbringen, welcher ihm dafür dankte und zu den Gesandten sagte: „Sagt eurem Inkosi, daß er Untsikana in Ehren halte!" hinterdrein aber über Gottesdienst und Beten spöttisch redete. — Unrele ging darauf nach Grahamstown und kehrte nach 9 Tagen wieder zurück; er war dort auch bei den Missionaren gewesen, und auf deren Ermahnung befahl er nach seiner Zurückkunft den Leuten, zu beten. Er selbst mag es aber nie gethan haben; denn die Alten wissen Nichts davon. — Darnach bestrich er sich mit Röthelstein, stellte einen Tanz an und heirathete zwei Jungfrauen. Er hatte auch von Grahamstown die indaba mitgebracht, daß ein Pferd gestohlen sei, und er suchte es nun, und fand es. Als er es dem Diebe abnehmen wollte, kam es zum Streit, in welchem er mit einer Assagaai geworfen und verwundet wurde. Untsikana rügte alle diese Dinge als Sachen, die einem Gesandten Gottes nicht ziemten. — Ueber diese beiden Männer entstand ein Wortstreit zwischen den Inkosi. Untsikana hatte bei Ungqika und Anderen viel Eingang gefunden. Unrele wurde von Unhlambe und dessen Volk für den gehalten, welcher die Wahrheit besitze. Untsikana sandte zu Unhlambe und ließ ihm die Wahrheit sagen, aber dieser machte es wie Felix (Apostelgesch. 24). Ungqika, der schon lange mit mißgünstigen Augen auf Unrele gesehen hatte, wollte doch nun auch einmal zur Entscheidung kommen, ob er sich zu Untsikana oder Unrele halten solle, und ging deshalb zu Unhlambe. Er ließ seine Ankunft bei Unrele melden und ihm sagen: er sei gekommen, um indaba von ihm zu hören. Am andern Morgen kommt nun Unrele in Begleitung von Schaaren aus Un-

hLambe's Volk, welche sich leidenschaftlich an ihn gehängt hatten, da er, der nach seiner Verheirathung ganz phantastisch und sehr hochmüthig geworden zu sein scheint, und nicht betete, sondern fleißig Tänze aufführte, auch nicht mehr die Mäßigung wie im Anfange zeigte, die Leute von sich abzuweisen. Er fing nun an, dem Ungqika wie gewöhnlich zu erzählen, daß er von Gott gesandt sei, und drang auf die Einstellung der Zauberei, Hurerei und des Krieges, wollte ihm aber sonst keine indaba geben, bevor er ihm nicht Vieh schenke. Dies Alles machte auf Ungqika einen üblen Eindruck und er glaubte, Unxele werde sich mit der Zeit großen Anhang verschaffen und ihm hinsichtlich der Regierung schädlich werden; demungeachtet machte er doch Anstalt, ihm Vieh zu schenken, vielleicht in der Absicht, ihn zu gewinnen. Seinem Wesen und Treiben war er aber nicht zugethan und entschied sich für Untsikana. Als er darauf das Vieh versammelt hatte, begab er sich abermals zu Unxele, machte ihm Geschenke und fragte nach der indaba und bat ihn, ihm ausführlich zu sagen, weshalb er von Gott gesandt sei. Aber Unxele, der wohl merkte, daß er keinen einfältigen Schüler vor sich habe, berührte nur die drei Punkte von der Zauberei, der Hurerei und dem Kriege, und schloß damit. Indessen hatten Unxele's Anhänger sich untereinander zugemurmelt, den Ungqika zu erschießen, weil sie seine Geschenke für zu gering hielten. Ungqika merkte dies und entfernte sich bald. Als er nach Hause kam, begann er sogleich wieder sein Gebet nach Untsikana's Ermahnung. Wenige Tage darauf wurde er krank an den Augen; das böse Volk machte davon viel Gerede und meinte: Unxele habe Recht, daß er sage, durch Beten werde man krank. Alle, die mit Ungqika zu beten pflegten, unterließen es nun, und auch Ungqika selbst wurde wieder wankelmüthig. Das hörte Untsikana; pfeilschnell kommt er aus Hinza's Gebiet zu Ungqika und hält ihm eine solche Strafrede, daß dieser über seine Sünden weint und die bösen Augen für eine Strafe Gottes hält, weil er sich bei Unxele habe beliebt machen wollen. Bald

darauf wurden seine Augen wieder gesund, und nun beschloß er, Unrele aus der Welt zu schaffen.

Da sein Volk, wie oben bei Erwähnung der Theilung der Kaffern in zwei Reiche gemeldet, gerade unter den Waffen war: so machte er sich mit demselben sogleich auf nach Unhlambe's District und forderte von diesem Unreles Auslieferung. Wegen jener Antwort, die er dem Unhlambe gab, vereinigte sich Hinza mit Letzterem, und Beide schlugen ihn in die Flucht, wobei er großen Verlust erlitt. Unrele, der dies, wie jeder Andere, leicht vorher ahnete, weil Hinza und Unhlambe dem Ungqika dreimal überlegen waren, hatte Unhlambe's Volk zur Tapferkeit ermuntert und versichert, daß nicht allein Ungqika überwunden werden, sondern auch Keiner von ihnen im Kampfe fallen würde; auch wolle er Ungqika zur Ameise machen. Obwohl nun Letzteres nicht geschah, wurde doch Unrele auf's Neue als Prophet ausgerufen und über die Maaßen erhoben. Aber bald war es aus mit ihm. Als Ungqika mit den englischen Heeren ankam, hatte Unrele zwar noch einigen Muth und suchte seine Partei durch Prophezeihungen, er werde auch die Engländer zu Ameisen machen, anzufeuern; doch diesmal hatte er sich geirrt; denn, als die englischen Kanonen donnerten, flohen Hinza und Unhlambe mit ihren Heeren, Unrele verkroch sich, wurde aber bald eingeholt und durch Ueberwältigung schmählich gestraft. Es ward Friede; aber Unrele war verschwunden. Ungqika wollte ohne ihn nicht abziehen, und so blieben sein und das englische Heer den Besiegten auf dem Halse, die noch schmählicher würden behandelt worden sein, wäre Unrele nicht zum Vorschein gekommen. Er hatte den Entschluß der Sieger vernommen, sein Gewissen (an Großmuth darf man bei ihm schwerlich denken) klagte ihn als den Anstifter des Elendes seines Volkes an, und deshalb überlieferte er sich freiwillig den Händen der Engländer und wurde von diesen als Gefangener nach Robben Island beim Kap geschickt, wo sich der Unglückliche einst mit etlichen anderen Gefangenen durch die Flucht in einem

kleinen Boote retten wollte, als plötzlich ein Sturm kam und sie in's Meer versenkte.

Ungqika wurde bei jenem Friedensschlusse als Ukumkani der Amachachabe anerkannt, und Untsikana übte beständig einen guten Einfluß auf ihn aus, so daß Missionar Williams sogleich bei seiner Ankunft freundlich aufgenommen wurde. Durch seine Verbindung aber mit den Engländern, die ihn für alle Diebstähle verantwortlich machten, wurde er, da seine Leute viel stehlen, durch so viele Leiden niedergedrückt, daß die Missionare nie einen für seine wahre Bekehrung entscheidenden Einfluß auf ihn ausüben konnten, obgleich er ihnen bis an sein Ende sehr zugethan war. Von seinem Reiche aus faßten hernach die Missionare festen Fuß in diesem merkwürdigen Lande. Ungqika's nachherige Schicksale, seine Vertreibung aus dem Katfluß u. s. w., betrafen auch immer seine Missionare, die jedoch schon damals den Lohn ihrer sauern Arbeit an vielen Bekehrten erndteten. Der treue Untsikana, der unter Williams ein völliger Jünger des Herrn wurde, wäre allein Ersatz genug für alle Leiden gewesen, da er den größten Theil des Volks zur Aufnahme künftiger Missionare vorbereitete, während sie früher durch ihre Verstocktheit und beharrliche Unbußfertigkeit den seligen Dr. van der Kemp zum Rückzuge genöthigt hatten. Der vor zwei Jahren zum Gedächtniß des seligen Williams gesetzte Grabstein im Katfluß, und neben ihm das Grab Untsikana's sind Vielen noch heut eine ernste Predigt.

Aus allen oben kurz und wahr beschriebenen Eigenthümlichkeiten der Kaffern kann man nun leicht abnehmen, welche große Schwierigkeiten, bei aller Vorbereitung, den nachherigen Missionaren in der Ausbreitung des Reiches Gottes in diesem Reiche der Finsterniß entgegenstanden, und wie viele deren noch heute im Wege stehen. Dagegen giebt es auch wiederum Grund genug zu reiner Freude und zu frohen Hoffnungen für die Zukunft, wenn man bedenkt, daß gegenwärtig im Lande der Amarosa auf etlichen 20 Stationen von mehr als 30 Boten das Evangelium ungehindert verkündigt werden darf;

daß überdem schon auf den meisten Stationen sich kleine, aber wahre Christengemeinden aus bekehrten Kaffern befinden, und daß es doch jetzt schon etliche Tausende sind, die unter dem heilsamen Einfluß der Predigt des seligmachenden Evangeliums stehen. Leider aber ist die Anzahl der Boten zu gering für das ganze Volk, denn noch dreimal dreißig würden volle Arbeit finden, wenn das ganze Volk gehörig versorgt werden sollte. Und nur durch eine Menge von Boten wird es einmal möglich werden, das so einzeln umherwohnende Kaffernvolk auf lauter vereinigte große Plätze zusammen zu bringen; denn, wiewohl sich jetzt immer einzelne Familien auf den Stationen niederlassen, so ist das doch von sehr geringer Bedeutung.—

Es ist nunmehr dahin gekommen, daß die Missionare doch in allgemeiner Achtung bei dem Volke stehen und von keiner Seite offenbar angefeindet oder geradezu in ihrer Arbeit gehindert werden. Die Hindernisse, die sich jetzt noch durch die Verhältnisse dieses Volkes ihrer Wirksamkeit entgegenstellen, werden, wie wir aus dem Bisherigen hoffen dürfen, immer mehr dem zweischneidigen Schwerte des Wortes Gottes weichen müssen; aber man dürfte recht bald eine durchgängig große segensreiche Veränderung hoffen, wenn recht viele Boten da wären. Bei der Gründung einer neuen Station hat man überall erst große Vorurtheile zu bekämpfen, und auch im Verlauf noch manche Schwierigkeit von Seiten dieses trägen Volkes zu bestehen. Daher müssen wir uns große Geduld und Beharrlichkeit vom Herrn erflehen und weder hier noch auch in der Heimath bald müde werden, wenn wir nicht sogleich, vielleicht erst nach einer Reihe von Jahren, die Frucht unserer schwachen Bemühungen sehen. Ach, wir können uns nicht genug im Geiste mit Gebet waffnen gegen diese Versuchung, namentlich, wenn wir hören, wie in andern Welttheilen das Evangelium so rasche Fortschritte macht und so schnell und reichlich Früchte trägt. Verbinden wir nun Beides recht gläubig und christlich mit einander, daß, der da säet und ungehindert säen darf, und der da schneidet, sich zusammen freuen, so wird uns das nicht nur im rechten Geleise der Demuth

erhalten, sondern uns auch auf einen andern Punct, auf unsre unerläßliche Pflicht hinweisen, nach welcher wir den Heiden das Evangelium predigen und predigen helfen müssen, wir werden hier dafür gelohnt oder nicht, und sollten wir bloß den Willen des Herrn gethan haben, so muß uns dieses schon hinreichend Seligkeit sein. Dann können wir mit einem in dieser Beziehung von Schuld entladenen Gewissen vor den Herrn treten, und wenn sich das Volk nicht bekehrt, so bleibt es seine eigne Schuld. —

O, Freunde des Herrn und seiner Mission, laßt uns dies recht ernstlich bedenken, und weder durch ein vorschnelles, unzeitiges, uns nicht geziemendes Verlangen nach der Bekehrung einzelner oder aller Völker dem Herrn der Erde Schmach anthun und lau werden, noch durch Unthätigkeit, Trägheit, Nachlässigkeit, Mangel an Eifer, Glauben, Liebe und Gebet uns als ungetreue Knechte beweisen! Lasset uns ferner wohl bedenken, daß wir zur Theilnahme an dem Leiden Christi nicht nur insofern berufen sind, als wir bloß die seligen Früchte desselben erndten sollen, indem wir hören, wie Viele sich zu unserm himmlischen Könige bekehrt haben; nein, wir müssen auch theilhaftig werden der Gemeinschaft seiner Leiden bei unserer Missionsarbeit, indem wir hören und sehen, daß unser König verachtet, verspottet und hartnäckig von den Völkern der Heiden verworfen wird; auch hierin müssen wir mit Christo leiden und sterben, welcher, da er wohl hätte mögen Freude haben, Kreuz und Leiden erduldete. Daß die Mission nicht immer eine Freudenerndte ist, wissen wir wohl, aber wir vergessen gar zu bald, daß sie auch eine Thränensaat ist, und Niemand fühlt mehr die Größe dieser Seite des Leidens Christi, als der Missionar, der sie ganz erfährt. Der Herr schickt uns oft schon auf unserm eignen Lebenswege schwere, bittere, fast niederdrückende Leiden, allein diese weiß er nach seinem unbegreiflich weisen Rathe so zu lenken, daß wir ihn dafür preisen, und läßt sie auch bald ein Ende nehmen. Aber so schwer auch diese alle sein mögen, so sind sie doch mit denen nicht in Vergleich zu stellen, die uns alle Tage, alle Nächte, alle

Stunden tief in den Staub darniederbeugen, wenn wir mit unsern Augen sehen und mit unsern Ohren hören müssen, wie das Heidenvolk unsern himmlischen Ehrenkönig, seinen Schöpfer, seinen täglichen Wohlthäter, seinen Heiland lästert und kreuzigt durch ein freches Sündenleben und durch Verachtung seiner heilsamen Wahrheit. Wäre das Volk feindselig gegen uns gesinnt, verfolgte und tödtete es uns: der Herr, dem wir dienen, würde uns darüber trösten und stärken, Alles zu ertragen; aber, da uns das Volk gewissermaßen achtet und liebt, wofür wir auch dem Herrn zu danken haben, und doch dabei fast Alles in den Wind schlägt und thut, als wäre es schon ein Volk Gottes, ach! das erfüllt unsre Seele mit schwerem Kummer! — Doch, wie schon gesagt, wir verzagen durch Gottes Gnade nicht nur nicht, sondern suchen uns auch durch seine Verheißungen die freudige Hoffnung vorzuhalten, daß es auch im Kaffernlande noch einmal eine Heerde und einen Hirten geben wird. Möchte nur in unsre deutsche Christenheit, die der englischen so unendlich weit nachsteht, auch bald ein solcher Geist des Glaubens kommen, daß ein Jeder die Schätze seines Herzens und seines Vermögens, von Liebe durchdrungen, aufthäte, dann würde jene Hoffnung recht bald ein seliges Schauen werden. —

Lied,

verfaßt von Untsikana, dem Prediger der Wahrheit unter den Kaffern.

Ulo Tixo 'mkulu 'ngosezulwini;
Unguwena, wena 'kaka lenyaniso,
Unguwena, wena 'qaba yenyaniso,
Unguwena, wena 'hlati lenyaniso;
Unguwena, wena uhleli enyangweni,
Ulodali-bomi, wadala pezulu,
Lomdali-dali wadala nezulu,

Lomenzi wenkwenkwezi nozilimela,
Iyabinz' inkwenkwezi, isixelela,
Lomenzi wemfamana uzenza gabomi
Lateta ixolongo lisibizile;
Ulonqin' izingel' imipefumlo;
Lomkokeli wasikokela tina.
Ulengub' enkulu, sinyambata tina.
Ulemvan' encinane siyibizile,
Ulemvan' encinane gu Masiyas.
Ozanhla zako zinamanxeba wena,
Onyawu zako zinamanxeba wena,
Ogazi lako limrozo yinina?
Ogazi lako lipalele tina.
Lemali enkuluna siyibizile
Lomzi wakona siwubizile.

Ueberſetzung.

Du biſt der große Gott, welcher iſt im Himmel,
Du biſt es, du, o Schild der Wahrheit,
Du biſt es, du, o Veſte der Wahrheit,
Du biſt es, du, o Wald der Wahrheit!
Du biſt es, du, du wohneſt in der Höhe,
Du, der Schöpfer des Lebens, du ſchufſt oben,
Der Schöpfer Schöpfer, du ſchufſt auch den Himmel,
Der Macher der Sterne und des Siebengeſtirns,
Das Geſtirn wirft (ſeine Waffen) und verkündigt uns
Den, der durch ſich Blinde machte mit Abſicht. *)
Die Poſaune tönt und hat uns gerufen;
Du biſt der Zeuge, der die Seelen umringt,
Der Führer, du führteſt uns.

---

*) Dies in Bezug darauf, daß die Menſchen wie Blinde nicht die Allmacht Gottes in den Geſtirnen ſehen oder vor ſeiner Herrlichkeit wie Blinde ſind.

Du bist das große Kleid, das wir anziehen.
Du bist das Lämmlein, das wir nannten:
Das Lämmlein, den Messias.
Du, dessen Hände haben Wunden,
Du, dessen Füße haben Wunden,
Warum fließt dein Blut?
Dein Blut hat sich für uns ergossen.
Dieses *große* *) Lösegeld haben wir verlangt,
Jenen *deinen* Wohnort haben wir erheischt. —

*) Die gesperrten Wörter sind als Ausruf des Staunens zu fassen.

Zusätze
aus späteren Berichten der Missionare.

Zu Seite 8.

Was der Missionar Döhne über die Beschaffenheit der Ufer und Betten der Flüsse sagt, wird uns recht anschaulich gemacht durch die Beschreibung, welche der Missionar Posselt von dem Bette des Kaiflusses, welchen er auf einer Reise passirte, giebt. Er sagt: „Wir stiegen zur Kai hinab, deren steile, hohe, nackte Felsufer einen schrecklichen Anblick darbieten. Das Flußbett ist dort, wo wir durchritten, wohl dreimal so breit, wie die Spree; der Strom ist reißend, die ganze Scene äußerst wild und schauerlich, und man kann sich wohl denken, wie dieser Fluß eine Behausung aller wilden Thiere ist. Auf der andern Seite sind hohe Berge zu erklimmen, auf welchen wir oben einen Fingukraal sahen, bei welchem wir übernachten."

Zu Seite 9.

Nach neueren Berichten fangen die Kaffern jetzt auch an, statt der hölzernen eiserne Spaten zu gebrauchen, die sie von den Kaufleuten aus der Colonie kaufen. Aber sie stechen auch damit die Erde nicht so um, wie wir thun, sondern sie fassen den Spaten mit beiden Händen am Stiele unmittelbar über dem eisernen Blatt, und stechen so den Boden um; daher trägt ein Kaffergarten auch nie so viel, als die der Fingu's, die unter den Kaffern leben. Diese nämlich bearbeiten das Land mit gewaltigen eisernen Hacken, so gut, als dies ein Pflug thun würde, und machen zugleich ihre Gärten so groß, daß man darüber erstaunt. Da sie überdies ihre Erndten auf-

heben (ebenfalls in Gruben im Viehkraal, wie die Kaffern, worin das Getreide Jahre lang gut erhalten werden kann), so haben sie auch nie so viel von Hungersnoth zu leiden, wie die Kaffern, welche immer im Winter das aufzehren, was im Sommer geerndtet ist, und mit ihrem geringen Vorrathe selbst in guten Jahren kaum den Winter über reichen.

Missionar Döhne ist auch darauf bedacht, die Kaffern das Pflügen zu lehren. Da dies aber mit dem in der Kap-Colonie gebräuchlichen Pfluge sehr schwierig ist, indem derselbe von 12 — 14 Ochsen, wozu drei Treiber nöthig sind, gezogen werden muß, so hat er sich selbst einen deutschen Pflug gemacht, welcher von 2 oder höchstens 4 Ochsen gezogen wird. — Zum Theil wollen aber die Kaffern überhaupt sich schwer dazu verstehen, ihre lieben Ochsen an den Pflug zu spannen. Der Häuptling Tyali wurde auch einmal beredet, solches zu thun; er hatte aber so großes Mitleid mit der sauren Arbeit seiner Ochsen, daß er sie bald wieder ausspannen ließ.

Die leidenschaftliche Liebe der Kaffern zu ihrem Vieh geht auch aus einer Bemerkung vom Missionar Schultheiß hervor. Er sagt: „Ein Mann, der 40 Ochsen und 80 Kühe im Besitz hat, kann darum doch vom Hunger geplagt werden, denn auch nur einen von seinen Ochsen zu schlachten, thut ihm wehe, und die Kühe geben im Winter keine Milch, weil dann das Gras trocken ist, und sie durch die Kälte so herunter kommen, daß man in manchen Jahren nur froh ist, wenn sie noch das Leben behalten. Wenn man nun solchen reichen hungrigen Leuten sagt: Verkauft doch ein Stück Vieh, und kauft Kafferkorn bei den Fingu's, dann machen sie ein eigen Gesicht. Das Vieh ist mit ihren Herzen zusammengewachsen, und wenn ein Stück stirbt oder auch nur geschlachtet wird, so fließen Thränen. Nach der Menge des Viehes richtet sich die Achtung, die man einem Manne erweist. Oft sind, wenn ich reis'te, meine Leute über mich befragt worden:

„Hat er ein Weib? hat er Vieh? hat er sein Vieh lieb?“ Wer reich an Vieh ist, scheint ihnen auf dem Höhepuncte dieses irdischen Lebens zu stehen, und Bruder Bonatz sagte mir, sie hätten es sehr sonderbar gefunden, als er auf ihr Befragen gesagt, daß es im Himmel keine Kühe zu melken gebe. Kommt indeß der Glaube in's Herz, so nimmt diese Anbetung vor den lebendigen Kälbern und Kühen sehr ab, und sie bekennen dann, daß auch ihr Vieh zu der Eitelkeit der Eitelkeiten gehört.“

Zu Seite 11.

Eine Landplage auch für die Kaffern sind die Heuschrecken, welche öfters in großen Schaaren aus dem Innern kommen. Ihr Schwärmen verursacht ein wahres Geraſſel; wenn man durch sie hinreitet, so scheut das Pferd; oft fliegen sie dem Menschen mit solcher Heftigkeit ins Gesicht, daß man's fühlt. Sie vernichten oft in wenigen Stunden die blühendsten Gärten. Sie lassen dann die Eier zurück, aus denen im Sommer neue Schwärme hervorkommen, wenn sie nicht vernichtet werden. Wo sich ein Schwarm gesetzt hat, sieht man das Feld weit und breit weißgraulich schimmern. Sie ziehen immer nach dem Meere zu, wo sie ihr Grab finden.

Zu Seite 12. (Verfassung.)

Mit dem, was über die Verfassung und die Rechtsverhältnisse der Kaffern gesagt worden ist, hängen auch die Bestimmungen über das Eigenthum eng zusammen. Alle Inkosi zusammen bilden eine Familie — ein Haus, wie sie es nennen. Keiner darf ohne den Andern etwas unternehmen, und selbst der Senior des Hauses, welches der eigentliche König ist, hat es den übrigen Häuptlingen mitzutheilen, wenn er etwas von Wichtigkeit unternimmt. Beständig gehen Boten von einem Häuptling zum andern und zum Könige durchs Land, und es fällt also nicht leicht etwas Wichtiges vor, das nicht Allen mitgetheilt würde, um auch ihre Meinung darüber zu hören. Ihnen zusammen gehört deshalb auch das

Land; ihre Leute (die zum Unterſchiede von den Häuptlingen abantu abamnyama, d. i. ſchwarze Leute, heißen,) haben kein Recht darauf. Wenn Jemand irgendwo einen Kraal und Garten anlegt, muß er ſich die Erlaubniß vom Inkosi holen, weil dieſer nur die Wohnplätze anweiſen kann. Oder wenn dieſe Erlaubniß nicht vorher eingeholt wird, ſo muß der Mann doch nachher die Beſtätigung haben. Wenn aber ein Häuptling zu einem Kaffer ſagt: ich will auf Deinen Platz ziehen, ſo muß der Mann den Platz verlaſſen, und der Häuptling nimmt ihn in Beſitz. Sollte der Mann eines andern Häuptlings Unterthan ſein, ſo macht jener Häuptling dieſem davon Anzeige, und verſtändigt ſich mit ihm zuerſt darüber, ehe er den Mann von ſeinem Platze vertreibt. Solch ein Fall kommt aber ſelten vor. Ein gemeiner Kaffer darf aber einem Andern Kraal und Garten niemals ohne beſtimmte Erlaubniß des Häuptlings wegnehmen; nur ſehr verdiente Amagosa der Inkosi können und thun es zuweilen; aber dann meiſtens auf gütlichem Wege, jedoch ohne alle Entſchädigung. Kein Kaffer hat dann auch das Recht, ſeinen Garten einem Andern zu verkaufen. Zieht er weg, ſo kann ein Anderer ihn mit ſeiner Bewilligung in Beſchlag nehmen, die aber nicht nöthig iſt, wenn er ſchon lange von dem Platze entfernt iſt. Dies gilt, wenn ein ganzer Kraal wegzieht. Zieht aber eine einzelne Perſon von einem Kraal weg, ſo fällt ſein Garten, Haus, kurz alles unbewegliche Eigenthum an den oberſten Mann auf dem Kraal (oder Familienvater, denn die Leute, die bei und unter ihm leben, ſind ſeine Söhne, Verwandte, Dienſtleute oder auch Freunde, die ſich zu ihm halten). Zieht ein Kraal weg, ſo geſchieht es entweder, weil der Capitän ihn verſetzt (doch wird in allen ſolchen Fällen nicht immer der ſtrengſte Gehorſam geleiſtet), oder er zieht weg mit Bewilligung des Capitäns, wie denn dergleichen Alles an ihn gemeldet werden muß, vergl. S. 17.). Doch kann nicht jeder Kaffer auf jeden Platz hinziehen; denn die einzelnen Inkosi haben allerdings eine Art Gebiet, und würden ſich nicht gefallen laſſen, daß Leute anderer Capitäne die ihrigen beengten. Die Sache iſt

so zugegangen: Wenn ein König mehrere Kinder hat, so vertheilt er seine Leute unter seine vorzüglichsten Söhne, die nun natürlich, entweder noch bei ihres Vaters Lebzeiten oder nach seinem Tode, zu ihren Leuten ziehen. Oft wird ihnen auch eine gewisse Gegend bezeichnet (namentlich gewisse Flüsse), die sie besetzen sollen, was in den ersten Zeiten leicht war, da so viele Gegenden unbesetzt waren. Der Thronfolger aber blieb immer auf des Vaters Platze. Nun diese einzelnen Inkosi zersplittern wieder ihr Volk unter ihre Kinder und weisen ihnen an, wo sie wohnen sollen, und so haben sich allerdings gewisse Grenzen gebildet. Sie sind aber sehr unsicher, und nur in den allgemeinen Umrissen vorhanden, ihr Mangel wird auch nicht sehr gefühlt, da die Kaffern nur nach der Colonie zu dicht bei einander wohnen, sonst aber sich nicht sehr im Wege stehen. Im Allgemeinen halten die Häuptlinge den Grundsatz fest, daß das Land ihr gemeinschaftliches Eigenthum ist (daher denn auch Gazela z. B. seine Außenplätze, wo er sein überflüssiges Vieh hält, in sehr verschiedenen Theilen des Landes anlegt); sollten aber doch die Leute eines Häuptlings den Leuten eines andern zu nahe kommen und Streit entstehen, so entscheidet die betreffende Behörde (entweder das Haupt des einzelnen Stammes oder der König selbst), theils alte Ansprüche, theils den gegenwärtigen Besitzstand berücksichtigend, oder aber eine willkürliche Bestimmung gebend. Einzelne Beispiele werden die Sache noch deutlicher machen. Als im Jahre 1812 die Colonie ihre alte Grenze herstellte, und alle Kaffern aus dem Lande am rechten Ufer des Fischflusses vertrieb, zogen sich dieselben (es war hauptsächlich Thlambie's Stamm,) in das Land zwischen Büffelfluß und Kai. Dies Land war damals völlig unbewohnt, nur der Gcaleka-Stamm jenseits des Kai hatte einzelne zerstreute Viehplätze hier. Im Allgemeinen aber war's wüste und voller wilden Thiere. Jetzt nun sieht dieser Stamm das Land als sein Eigenthum an. Vor zwei Jahren wurde das Haupt dieses Stammes, Umhala, vom Könige Sandili berufen, sich in seiner Nähe niederzulassen. Umhala wollte kommen, natürlich nicht mit seinem ganzen Stamm, aber doch

mit seiner nächsten Umgebung, und wählte sich den Fluß Debe, der in die Kaiskamma auf ihrem linken Ufer mündet, zur Residenz, weil sein Vater Stambie eine Zeitlang an diesem Flusse gewohnt habe. Er macht dies also den Leuten vom Amambalo-Stamme, die sich dort aufhielten, bekannt, und diese zogen sämmtlich auf's rechte Ufer der Kaiskamma, wo ihre eigentlichen Wohnsitze sind. Doch ist Umhala nicht dorthin gezogen, weil der größte Theil seiner Leute dagegen war. — Der Imidange-Stamm wohnte früher auch zwischen der Kaiskamma und dem Fischflusse, hatte sich aber nach dem Kriege nach der See zu zwischen Buffalofluß und Kai gezogen. Als das Land wieder den Kaffern überlassen wurde, zog ein Theil auf ihre alten Wohnsitze, der andere Theil ist ihnen erst vor Kurzem gefolgt. — Mit Gazela's Besitzthum verhält es sich folgendermaßen: Timbo, der Bruder des bekannten Gaika, hielt sich an Thlambie's Hofe auf. Thlambie wies ihm mehrere Leute in verschiedenen Theilen des Landes an, die unter ihm stehen sollten. Timbo hatte keine Kinder, und da Gazela's Mutter, die des Ehebruchs angeklagt war und von ihrem Manne, dem alten Rukwa, verstoßen wurde, zu Timbo flohe, so adoptirte Timbo den Gazela, der ihm dann in der Herrschaft nachfolgte. Timbo soll die Flüsse Kabusi und Gonube als sein Land bezeichnet haben; seine Leute aber haben nie alle an diesen Flüssen gewohnt. Noch heute wohnen viele derselben sehr entfernt von Gazela, und zwar zerstreut unter den Leuten Umhala's, des Nachfolgers von Thlambie. Dagegen wohnen Umhala's Leute an der Kabusi. Gazela hat sich viel und aufrichtig bemüht, seine Leute zu concentriren und in die Nähe seiner Missionsstationen zu bringen; erst jetzt aber haben seine Bemühungen einen langsamen Erfolg; denn die Leute sind nicht so leicht wegzubringen, wo sie einmal festsitzen, und leben eben so ungern unter den Augen ihrer Häuptlinge, als unter denen der Missionare. — Ueberhaupt findet man oft auf einzelnen Kraalen Unterthanen der verschiedensten Häuptlinge; denn der Sohn hält sich nicht immer zu dem

Häuptlinge, dem der Vater angehört. Wenn die Zeit kommt, daß er beſchnitten werden ſoll, ſo läßt er ſich etwa mit dem Sohne eines Häuptlings beſchneiden, und hält ſich dann auch ſpäter dorthin. Oder er iſt ſchon beſchnitten und geht darnach zu einem andern Häuptling, um da zu dienen (ukubusa), wofür ihm der Häuptling nach und nach ſo viel Vieh giebt, daß er ſein eigenes Hausweſen begründen kann. Bisweilen kommt es auch vor, daß ein Mann ſeinen Häuptling verläßt, weil er von ihm Böſes fürchtet und ſich unter den Schutz eines andern begiebt, oder daß er den andern vorzieht, weil dieſer mächtiger iſt oder ſeinen Leuten mehr Freiheit im Stehlen geſtattet, wie denn die mächtigſten Häuptlinge ihre Macht nur dem ſchlechten Geſindel verdanken, das ſich zu ihnen hält. Doch giebt's dann Streit über's Vieh, welches der Häuptling als ſein reclamirt und zurückverlangt.

Es ergiebt ſich aus dem Verhältniß der Häuptlinge zu ihrem Volk, daß Jener das Recht hat, einem Jeden auch willkürlich ſein Vieh wegzunehmen; denn die Unterthanen haben Alles von ihrem Inkosi zum Lehn. Er iſt ihr Vater, ſie ſeine Kinder, und ſie haben meiſt alles Vieh aus ſeiner Hand erhalten. Er würde ſich aber, wenn er ſein Recht oft üben wollte, in Aller Augen ſehr verhaßt machen und müßte fürchten, daß Viele ihn verlaſſen würden; darum thut er's nicht. Oft aber iſt er genöthigt, es zu thun. Denn, wie Seite 17 berichtet iſt, iſt der Platz des Inkosi ein Sammelplatz aller Hungrigen, ein iziko, d. h. ein Feuerheerd, wo gekocht, gebacken und gebraten wird, ſo reicht ſeine Milch und ſein Kornvorrath gar nicht aus, um ſie alle zu ernähren. Wegſchicken darf er ſie nicht, ſonſt würden ſie ihn entweder umbringen, oder ihn verlaſſen, mit dem Vorwande: ihr Vater habe ſie weggejagt. Daher muß er täglich ſchlachten laſſen, und wenn ſein Vieh nicht ausreicht, ſo muß er Andere „auffreſſen". Doch geſchieht dies immer nach Berathung und Uebereinſtimmung mit ſeinen Räthen, den Amapakati, den Oberhäuptern der einzelnen Kraale. Nimmt er einem Manne aus andern Gründen ſein Vieh weg, ſo behält er nicht alles für ſich,

sondern vertheilt viel unter seine Räthe und die jungen Leute, die bei ihm auf ihre Ausstattung warten. Wie's dabei zugeht, zeigt folgendes Beispiel: In der Nähe der Missionsstation Itemba wohnt ein reicher alter Kaffer, Namens Golasch. Als nun Gaika's Sohn, der jetzige König Sandili, mündig wurde und den Thron bestieg, wollte ihm Umhala, der Häuptling von Golasch, ein Geschenk an Vieh machen, und es wurde in seinem Rathe beschlossen, dem alten Golasch das Vieh wegzunehmen. Denn, wenn ein Häuptling etwas schenkt oder seinen Leuten aufhilft, so thut er's mit Vieh, was ihm anders woher zugekommen; was ihm auf seinem Platz geboren worden, läßt er so leicht nicht fortgehen. Dem Golasch wurde jener Beschluß von seinen Freunden hinterbracht, und er brachte sogleich sein Vieh anderswohin in Sicherheit, so daß nur ein kleiner Theil zu Hause blieb. Als Missionar Schultheiß fragte: was hat denn Golasch gethan, daß ihm sein Vieh weggenommen werden soll? erhielt er zur Antwort: Ja, er ist alt. Doch ist dem alten Manne für diesmal nichts geschehen. Gewöhnlich aber, wenn der Häuptling Lust zu Jemandes Vieh hat, wartet er auf eine Gelegenheit, ihm beizukommen, woran es auch bei diesen Leuten nicht fehlt; im Nothfalle aber wird der Viehdoctor zu Hülfe genommen, der, wenn der Häuptling oder sein Vieh krank wird, trefflich die alten reichen Zauberer herauszufinden versteht. Wie weit dies früher ging, ist daraus ersichtlich, daß, wenn sich ein Häuptling einen Dorn in den Fuß getreten hatte, sogleich gerochen wurde, wer ihm dies angehext habe. Der Einfluß der Missionare, die Nähe der Colonie und manches Andere haben zwar langsam und im Stillen dahin gewirkt, daß solche Mißbräuche seltener geworden sind; doch herrscht noch immer große Unsicherheit des Eigenthums. So wurde im Jahre 1840 der Vater des bekannten Jan Tzatzoe krank. Gegen Jan's Willen wurde gerochen, und zwei Getaufte als Zauberer angeklagt. Sie mußten sich durch die Flucht retten, und ihr Eigenthum wurde ihren Verfolgern zur Beute. Sutu, die Mutter des damals noch unmündi-

gen Sandili, hörte dies, und da ihr keine officielle Anzeige von der Sache gemacht worden war, wurde sie böse, kam mit ihrem Gefolge zu Jan Tzatzoe, und nahm nicht bloß den Leuten, welche den Hexenprozeß geführt, sondern auch einem andern unschuldigen Manne auf dem Rückwege ohne Weiteres das Vieh weg. Oft geschieht's, daß, wenn zwei Häuptlinge mit einander im Streit liegen, der eine über die Leute des andern herfällt und sie beraubt, und wenn das Vieh einmal weg ist, hält es schwer, Wiedererstattung zu bekommen. — Im Jahr 1838 machte Sonto aus dem Stamm der Amambalo einen Feldzug gegen die Amaponda's. Wären ihm seine Leute nicht gefolgt, so hätte er gewiß die Ungehorsamen bestraft und sie Vieh bezahlen lassen. Nach seiner Rückkunft war sein Vater, der alte Eno böse, da die Sache ohne sein Wissen geschehen war, und um den Sohn zu bestrafen, ließ er die Leute desselben Vieh bezahlen. Sie mochten's also anstellen, wie sie wollten, so kostete sie's ihr Vieh. — Auch selbst ein Umpakati hat das Recht, seinen Untergebenen oder Knecht bei vorkommender Verschuldung aufzufressen. Im Allgemeinen steht fest, daß die Häuptlinge das Vieh ihrer Unterthanen als ihr Eigenthum betrachten, und daß der König den Besitz der geringern Häuptlinge wieder als sein Lehen ansieht. Daher kam es, als der Amagonakwabie-Stamm einen besondern Bund mit der Colonie schloß, daß die andern Häuptlinge sagten: Sie selbst mögen zu den Engländern gehen, aber sie müssen uns ihr Vieh herausgeben, denn das gehört uns und kommt von uns. — In Rücksicht auf diese Unsicherheit des Eigenthums ist die Menge der Häuptlinge, die sonst ein sehr großer Uebelstand ist, wieder gut. Denn, wenn auch sonst dadurch viel Streit und Verwirrung entsteht und die Dieberei befördert wird, da, wenn auch ein Häuptling dieser steuern wollte, doch zehn andere sich finden, die schlechtes Gesindel beschützen: so können sie doch, da ihrer so viele sind, das Volk nicht sehr bedrücken, weil ein tyrannischer Häuptling bald seinen Einfluß verlieren würde. Freilich ist's unter solchen Umständen auch nicht zu verwundern, wenn sich

die Leute von ihren Häuptlingen nichts wollen sagen lassen, sondern thun, was ihnen beliebt. In vielen Fällen von Zuchtlosigkeit und Ungehorsam hat der Häuptling nur das Mittel, sich zu helfen, daß er bei nächster Gelegenheit, wenn der Mann wirklich ein Verbrechen begeht, es ihn auch desto härter fühlen läßt. Dennoch haben die Kaffern im Allgemeinen eine Liebe zu ihren Häuptlingen, und obwohl sie ein sehr ungehorsames Volk sind, so haben sie doch keinen Begriff davon, wie man ohne König leben könne. — Außer dem unbeschränkten Recht der Inkosi über die Unterthanen, ist auch das Eherecht der Kaffern eine Ursache der Unsicherheit des Eigenthums unter ihnen. „Ein Kaffer, der keine Kuh im Stalle hat, weiß schon, wie viele er in Zukunft mit seinen Töchtern erwerben wird." Hierauf gestützt geht er und bettelt bei seinen Freunden Vieh. Wird seine Bitte abgeschlagen, so verweist er auf seine Töchter, und hiermit bietet er seine ubukolwane d. i. Gütergemeinschaft, gegenseitiges Freundschaftsverhältniß, worin sie einander unterstützen, an. Die ubukolwane findet aber, namentlich wenn es die ukulobola gilt, überall eifrige Theilnehmer, und von 100 Kaffern sind kaum 5, die keine ubukolwane haben. Darauf hin bekommt Einer, was er bittet; denn je mehr der Andere ihm vorausgiebt, desto größere Ansprüche hat er auf die ukulobola. Neben dem Gewinn, der hierdurch gemacht werden kann, will das Volk dadurch auch sein Vermögen vor dem Inkosi sicher stellen, und verwickelt sich dadurch in ein Gewebe von Lug und Trug. Der Kaffer denkt so: Gut, ich will mein Vieh dem geben, der mir die ubukolwane anträgt; denn in der Zeit, bis dieser seine Tochter verheirathet, kann ich vielleicht straffällig werden, und wenn mich dann auch der Inkosi auffrißt, so habe ich doch einen Theil meines Eigenthums so in Sicherheit gebracht, daß es mir Zinsen trägt. Nämlich durch die ubukolwane vertheilt nun jeder einzelne Kaffer sein Eigenthum in so viele Theile, als er Theilnehmer (amakolwane) hat, giebt jedem einen Theil zur Aufbewahrung und behält nur einen Theil für sich. Seine Genossen machen's eben so, und dem-

nach hat Jeder meiſt das Eigenthum Anderer in Beſitz. Sobald nun Einer dieſer Genoſſenſchaft ſich verſchuldet hat und von dem Inkosi aufgefreſſen iſt, ſo gehen die amakolwane zu dieſem hin und melden ihm, daß der beſtrafte Mann ſelbſt wenig Vieh gehabt und das meiſte von ihnen geliehen habe. Demnach muß der Häuptling ſo viel Vieh, als ſie angeben, wieder zurückliefern, und der Beſtrafte bekommt es abermals unter dem Schein eines Lehns zurück. Tritt aber ein ſolcher Fall der Beſtrafung nicht ein, ſo geht ein ſolcher Mann mit lügenhafter Bettelei überall umher, indem er ſagt, ſein Vieh ſei ihm gefallen u. ſ. w.

Welche unendliche Streitigkeiten und Verwickelungen aus dieſen Verhältniſſen täglich entſtehen, läßt ſich gar nicht beſchreiben. Sie werden aber noch viel ſchlimmer, wenn ſo ein Ikolwane ſtirbt. Denn ſeine Erben wiſſen nie genau, wohin er ſein Eigenthum verſteckt hat. Da behalten und ſtehlen nun ſeine amakolwane, ſo viel ſie können.

Die Verwickelungen und Streitigkeiten nebſt der Unſicherheit des Eigenthums werden aber noch größer, wenn das betreffende Mädchen endlich verheirathet werden ſoll. Da hat der Vater vielleicht das Vieh, welches er auf ſie geborgt hatte, ſchon lange geſchlachtet und verzehrt, oder zur Bezahlung anderer Schulden verwandt; und wenn er denn nun jetzt die Geſchenke (als Perlen, Ringe u. dgl.), die er dem Bräutigam entgegen ſchicken muß, nicht anſchaffen kann, ſo iſt er genöthigt, ſeinen ikolwane anzuſprechen. Dieſer übernimmt es gern ſogleich für ihn; denn in Folge deſſen bekommt er nun ſelbſt größeres Recht über die Braut, als ihr eigener Vater; er wird umtshalisi d. i. der die Braut verheirathet. Und nach dem Tode des Vaters der Braut geht auf ihn das Erbrecht über, ſo daß er dann die Braut als ſein Eigenthum erhält und an des Vaters Stelle die Erpreſſungen der ukulobola fortſetzt. Wenn aber auch Einer ſeinen ikolwane zur Ausrichtung der Geſchenke nicht anzuſprechen braucht, ſo hat er doch meiſt durch die ubukolwane ſo viel Vieh geborgt, daß er, wenn er nun alle ſeine Schulden bezahlt, doch ein armer

Mann bleibt. Wohl hat er ſich auf dem Wege der Trägheit durch dürftige Zeiten hindurchgeſchlagen; aber ſeine Söhne haben nun gleichfalls nichts und kommen in dieſelbe elende Lage.

Für einen ſolchen jungen Mann, der von ſeinem Vater kein Vieh hat, wie dies wegen der ubukolwane des Vaters faſt durchgängig der Fall iſt, ſteht dann aber die Sache noch viel ſchlimmer. Er muß nun ſeine Freunde anſprechen, oder wie ſie ſich ausdrücken: ſich einen Vater ſuchen, der ihm eine Frau anheirathet, folglich die ukulobola für ihn bezahlt. Dadurch wird aber der Letztere mit kurzen Worten ſein Herr, ſein Vater, ſein Erbe, und er mit Allem, auch ſein Weib und die geboren werdenden Kinder werden das Eigenthum deſſelben, mit welchem er nach Gutdünken handeln kann. Und wenn ſich ja der junge Mann oder deſſen Kinder einmal Vieh oder Eigenthum erwerben, ſo eignet Jener ſich Alles zu; denn er iſt einmal durch die ukulobola ihr Vater, und ſie ſeine Kinder, die für ihn arbeiten und für ihn dienen und ihren Verdienſt ihm zu geben haben.

Die ukulobola iſt endlich auch der Grund, weshalb kein weibliches Weſen je Erbe werden kann; denn da ſie von Seiten der Männer gemacht iſt, ſo gehört dieſen auch Alles, was ihr folgt, namentlich auch die Kinder, die in Folge ſolcher Verheirathung geboren werden. Daher geſchieht es, daß ſelbſt die einzige Tochter eines reichen Mannes, wenn dieſer ſtirbt, nicht nur nichts erbt, ſondern noch in Abhängigkeit von den Erben ihres Vaters kommt, ſo daß ſie, iſt ſie an einen armen Mann verheirathet, vielleicht ihr ganzes Leben in der größten Dürftigkeit und Noth zubringen muß.

Zu Seite 14 und 18.

Weil die Königswürde nicht immer gerade auf den älteſten Sohn des Königs übergeht, ſondern auf den von der höchſten Frau, und er dieſe oft erſt heirathet, wenn er ſchon mehrere Weiber hat, ſo kommt's, daß der König Sandili vor Kurzem erſt mündig geworden iſt, während ſeine ihm untergeordneten Brüder ſchon lange regieren und Krieg mit den

Engländern geführt haben. Sie hatten zusammen mit der Mutter Sutu die Vormundschaft über ihn.

Manchmal hängen die Leute dem einen Häuptling mehr an, als dem andern, so daß sie sich von diesem wegwenden und an jenen anschließen. Diesem Umstande verdankt z. B. Umhala, das jetzige Haupt des Thlambie-Stammes, seine Macht. Gegen einen seiner Brüder, der an Rang über ihm stand, hat er auch List angewandt. Er wurde nämlich krank, und sein Bruder Jan versammelte das Volk, um zu tanzen und den Zauberer ausfindig zu machen, der Umhala krank gemacht habe. Dieser aber hatte schon vor her den Doctor und die Leute gestempelt, und Ersterer nannte Jan als den Zauberer, worauf die Leute sogleich über diesen herfielen, ihn ab- und den Umhala in seine Würde einsetzten. In dieser ist er von dem neuen Könige Sandili bestätigt worden.

Zu Seite 15.

Der Missionar Posselt erzählt von einem Verhör, welches der Häuptling Gazela auf der Missionsstation Itemba abgehalten hat. Ein Mann, der Vieh gestohlen hatte, war von denen, die seinen Diebstahl ermittelt hatten, sehr zerschlagen worden. Darüber führten seine Angehörigen Klage. Das Verhör fand in der Küche des Missionars statt. Gazela saß mit seinem Sohne und seinen Geheimen Räthen auf Stühlen, und forderte den Dieb und die Seinen vor sich, um die ityala (Klage) zu sprechen. Obgleich beide Parteien einander wohl kannten und auch den Zweck ihres Zusammenkommens wußten, so wurden dennoch Fragen gethan, als ob sie einander nie gesehen hätten und ganz und gar nicht wüßten, was vorgefallen wäre. Aber das gehört zur Form einer ityala. Gazela, seinen großen Geheimen Rath aufrufend, spricht: Frage diese Leute, woher sie kommen. Geh. Rath: Woher kommt ihr? Kläger: Wir kommen von der inciba (d. i. der Kai). G. R.: Wohin geht ihr? Kl.: Wir kommen hierher, weil dieser Mann hier geschlagen worden ist. G. R. Wer ist dieser Mann? Kl.: Es ist N. N. G. R.: Du sagst, er sei

geſchlagen worden, wer hat ihn denn geſchlagen? Kl.: N. N. G. R.: Was hat dieſer Menſch gemacht? Kl.: Er hat geſtohlen. G. R.: Was hat er geſtohlen? Kl.: Vieh u. ſ. w. So genau und langſam wird gefragt und geantwortet. Nur Zwei dürfen ſprechen; jeder Redner aber hat ſeinen Beiſtand, welcher ſogleich einfällt, wenn nicht recht gefragt und geantwortet wird. Der Inkosi beherrſcht das Ganze, und ſchilt den aus, welcher ſeine Sache nicht recht führt. Der Gefragte aber bewahrt die äußerſte Bedachtſamkeit, antwortet nie ein Wort mehr, als gefragt wird, läßt ſich Alles gleichſam abpreſſen, und hat er Schuld, ſo ſpricht er fortwährend ſo unbeſtimmt und zweideutig, daß es große Gewandheit erfordert, um ihn zu verſtehen und in ſeinen Reden zu fangen. Gazela iſt darin Meiſter, und weiß ſo verfänglich zu fragen, daß ihm das Herz des Schuldigen bald kund wird. — Die Verhandlung war auch hier ſo langweilig, daß Mancher einſchlief; oder ſie ließen plötzlich Alles liegen, wandten ſich zum Taback, und bettelten gegeneinander um eine Pfeife voll, bis dann der Faden der Verhandlung wieder aufgenommen wurde, und endlich nach langem Hin- und Herreden die ganze Geſellſchaft aufbrach, ohne diesmal die Sache zur Entſcheidung gebracht zu haben.

Zu Seite 31.

Bei dem Tode des Mannes bleibt die Wittwe entweder bei ihren Kindern, oder ſie kehrt in ihres Vaters Haus zurück.

Da die Häuptlinge das Vieh ihrer Unterthanen als ihr Eigenthum betrachten, ſo ſind auch ſie die eigentlichen Erben bei dem Tode eines Mannes, und haben das Recht, „das Erbe zu eſſen.“ Oft nimmt auch der Häuptling das Vieh des Verſtorbenen weg, und läßt den Kindern nur wenig und nur das junge Vieh. Wenn ſie aber auch alles Vieh behalten, ſo ſcheint dies nur durch den guten Willen des Häuptlings zu geſchehen. Doch bleibt in dieſen Erbſchaftsangelegenheiten noch eine gewiſſe Dunkelheit. So ſtarb vor einiger Zeit ein Mann, deſſen Verwandte ſein Vieh in Beſchlag nah-

men. Sein Häuptling forderte es von ihnen; sie aber weigerten sich, es herauszugeben, aus dem Grunde, weil jener das Vieh nicht von ihm empfangen habe, sondern dasselbe sein persönliches Eigenthum gewesen sei. Auf welchem Wege er dazu gekommen, ist nicht klar.

Zu Seite 25.

Zu den Vergnügungen der Kaffern gehören besonders ihre ausschweifenden nächtlichen Tänzereien, denen sie leidenschaftlich ergeben sind. — Sie lieben auch sehr den Gesang. Ihre Lieder haben verschiedene Melodien, welche besonders in der Ferne gar nicht übel klingen. Der Inhalt derselben aber ist sehr armselig. Ein Lied hat den Text: „Bauet ihr ihm nicht ein Häuschen?" was sie mit großer Geduld eine halbe Stunde lang und länger wiederholen können. Ein anderes heißt: „Es giebt einen Fluß, der hat keinen Besitzer." Bei zwei Gesängen wird nur das Brüllen der Ochsen und das Blöken der Ziegen nachgeahmt, und die Kaffern versichern, daß dieselben mit besonderer Vorliebe gesungen werden.

Zu Seite 26.

Die beschnittenen jungen Männer werden auch, sobald sie wieder gesund geworden sind, vom Häuptling angeredet und belehrt, daß sie nun selber für ihre Handlungsweise verantwortlich seien. Als der König Sandili beschnitten worden, versammelten sich sämmtliche Häuptlinge bei ihm und legten ihm vor allem Volk seine Pflichten als König ans Herz.

Zu Seite 28.

Die Vielweiberei ist auch unter den Kaffern Sitte. Der Häuptling Gazela hat 5 Frauen und außerdem noch mehrere Kebsweiber. Als er die fünfte Frau heirathete, machten ihm die Missionare Vorhaltungen, da er doch so oft gehört habe, daß dies vor Gott unrecht sei. Er erwiederte aber, er könne sich nicht helfen, sondern müsse diese Frau nehmen. Sie sei die Tochter eines Tambukki-Häuptlings und zu ihm

gebracht worden. Nach ihrem Gesetz müsse er sie nun auch annehmen. Würde er sich weigern, so würde es heißen, er habe sie fortgejagt und beschimpft. — Der durch die Wesleyaner bekehrte junge Häuptling Kama hat nur eine Frau. Nun fiel es einer andern Fürstinn, die Wittwe ist, ein, ihm ihre Tochter zur zweiten Frau anzubieten. Nach ihrem Gesetz durfte er sich nicht weigern, sie zu nehmen; da er sich aber doch weigerte und so jene Frau auf's höchste beleidigte, kam der arme Mann in große Verlegenheit. Die Sache kam bis vor Makomo, welcher damals Vormund des Königs war. Zum Glück hatte dieser Verstand genug, um einen günstigen Ausspruch zu thun. Kama nämlich vertheidigte sich so, daß er sagte: „Ihr habt alle gehört, was ich bei meiner Taufe versprochen habe. Damals habt ihr nichts dagegen eingewandt; ihr könnt es also auch jetzt nicht." Makomo gab ihm Recht und sagte: „Ihr habt nun einmal den Missionaren erlaubt, hier im Lande zu wohnen und Gottes Wort zu verkündigen. Die nothwendige Folge davon ist, daß manche Leute dieses Wort annehmen und darnach handeln. Das könnt ihr ihnen nun auch nicht verwehren."

Zu Seite 28 u. 33.

Bei dem Verheirathen der Kaffertöchter ist nicht eigentlich von einem Kaufen und Verkaufen die Rede. Das Wort ukulobola, welches den Sinn der Sitte ausdrückt, bedeutet: Wunden- oder Schmerzensgelder geben. Diese nämlich muß der Bräutigam dem Schwiegervater geben, weil seine Frau die Braut mit Schmerzen geboren hat und dafür eine Entschädigung haben soll. Leider aber bekommt die Mutter nicht das mindeste davon, sondern des Vaters Geiz frißt Alles. Aber der Kaffer behandelt nachher seine Frau als ein gekauftes Eigenthum.

Der Kaffer darf bei Verheirathung seiner Tochter nicht auf Reichthum oder Armuth des Bräutigams sehen. Aber er giebt sie darum gern an einen Reichen, weil er von dem Reichen mehr Vieh erpressen kann, als von dem Armen.

Wenn ihm der Mann nur tüchtig Vieh bezahlt, so fragt er nichts darnach, ob seine Tochter gut oder schlecht behandelt wird. Aber es darf auch kein Reicher seine Tochter einem Armen abschlagen, wenn dieser sie zur Ehe begehrt. Jede Verweigerung ist strafsällig nach dem Gesetz. Allein solche Ehen sind dann auch die unglücklichsten; denn die Erpressungen hören durch's ganze Leben nicht auf. Ein solcher Armer muß alle Jahre eine Kuh bezahlen, und wenn er nicht kann, so nimmt der Vater seine Tochter wieder von ihm. So geschahe es einmal auch in Bethel. Ein armer Kaffer heirathete und gab seinem Schwiegervater 2 Kühe, womit sich dieser wollte abfinden lassen. Allein ein Jahr darauf mußte er noch 2 Kühe, und ein halbes Jahr darnach wieder eine Kuh geben; und als er sich nachher weigerte, die sechste zu geben, wurde ihm die Frau nebst dem Kinde, welches er mit ihr erzeugt hatte, weggenommen; und wenn er nicht bezahlt, so bekommt er sie nie wieder. Die Frau war, als Heidinn betrachtet, ein Muster von natürlicher Güte, Fleiß, Stille, Bescheidenheit, und stand dem Reiche Gottes nicht fern. Sie verließ auch die Missionsstation sehr ungern; aber sie mußte dem Willen der Ihrigen folgen.

Welchen Werth die Weiber in den Augen der Kaffern haben, zeigt folgende Aeußerung gegen einen Missionar. Sie sagen: „Deine Ochsen pflügen dir dein Land und du pflügst es nicht: wir pflügen auch nicht, sondern unsere Weiber sind unsere Ochsen. Dein Wagen holt dir dein Holz aus dem Walde, daß du kochen und essen kannst: so sind auch unsere Weiber unsere Wagen."

Schändlich aber ist es, zu hören, daß solche Menschen, weil sie ihre Weiber bezahlt haben, so weit gehen, dieselben von hübschen Männern beschlafen zu lassen, um hübsche Kinder zu bekommen. Und wenn ihnen die Schlechtigkeit dieser That vorgehalten wird, so sagen sie: wir machen es mit unsern Weibern, wie mit unsern Kühen. Ja, Viele schicken ihre Weiber aus, damit sie Ehebruch begehen und dann den Thäter verrathen möchten, welcher ihnen dann zur Strafe Vieh

bezahlen muß. So suchen sie sich ohne Mühe — Vieh zu erwerben!

Zu Seite 30.

In Bezug auf die Erziehung der Kinder ist noch zu bemerken, daß die Knaben ganz den Männern anheimfallen, und ihre Erziehung ist nur die, welche sie sich beim Viehaufpassen selbst erwerben, wovon man nicht ohne Schaam reden kann. So wie sie dann auch bei der Beschneidung mit Geheimnissen bekannt gemacht werden, die sie schon im Verborgenen als Knaben übten. — Die Mädchen sind zunächst Mägde für ihre Mütter, ein Kissen der unverschämtesten Faulheit. Ihr Geschäft ist zuerst, Wassertragen zu lernen, und das Gefäß (isitya) so auf dem Kopfe zu halten, daß das Wasser nicht herausstürzt. Hat ein Kind etwa gar das Unglück, daß ihm das ganze Gefäß vom Kopfe fällt, so wird ihm dafür das erste Glied des kleinen Fingers an der linken Hand abgeschnitten, zu ewiger Warnung. Ferner müssen sie Kindermädchen sein, und werden dabei sehr gemißbraucht. Alsdann müssen sie Holz herbeischaffen und im Sommer auf die Gärten aufpassen. Das Wichtigste aber ist, daß ihnen das Geheimniß, wie es den Weibern geht, beigebracht und sie recht bald mannbar gemacht werden, was durch gräuliche Künste geschieht.

Zu Seite 32.

Besonders arg treiben die Kaffern ihre Diebereien in der englischen Colonie. Sie stehlen das Vieh zu Hunderten und Tausenden, und auch die höchsten Häuptlinge, ja selbst der König schämen sich nicht, ihren Antheil an dem Raube zu genießen. Und um die Thäter zu verbergen und vor Strafe zu sichern, haben sie sich unter einander in ein solches teufliſches Gewebe der Lüge, des Betruges und der Verstellung hineingewebt, daß das englische Gouvernement ihnen nie recht beikommen kann. Oeffentlich geben sie die höſten Versprechungen; aber unter einander machen sie sich über die Engländer

luſtig. Dieſe ſahen ſich endlich genöthigt, mit Krieg zu drohen, und ſelbſt der König bekam von ihnen einen derben Verweis; denn als derſelbe zu einer Zuſammenkunft mit dem Lieutenant-Gouverneur ritt, ließ er unterwegs ſeine Pferde ſtehen und nahm andere, damit jene, die geſtohlen waren, vom Lieutenant-Gouverneur nicht geſehen würden. Dieſer aber erfuhr die Sache doch. — Jene Drohungen indeß erregten böſes Blut. Der König ſchickte Boten an alle Häuptlinge mit der Botſchaft: „Die Engländer tödten uns!“ Seine böſe Abſicht wurde jedoch durch die Häuptlinge des Thlambie-Stammes vereitelt. Namentlich ſcheint Gazela viel gethan zu haben, daß unter ihnen die friedliche Stimmung ſiegte. Sie ließen dem Könige ſagen: „Wir wünſchen keinen Krieg. Gebt den Engländern zurück, was ihr von ihnen geſtohlen habt. Bei ſeinem Regierungs-Antritt hat Sandili gedroht, daß er allen Dieben nicht nur, ſondern auch ihren Frauen das Leben nehmen wolle, da auch die Frauen um ihrer Männer Diebſtähle wüßten, und verpflichtet wären, dieſelben anzuzeigen. Wie viele Diebe und Diebinnen aber hat denn nun Sandili laſſen todt ſchlagen? u. ſ. w.“ Da das Reſultat dieſer Zuſammenkunft öffentlich bekannt gemacht und auch dem engliſchen Gouvernement mitgetheilt wurde, kam der König Sandili in ſo große Verlegenheit, daß er ſich wieder nicht anders zu helfen wußte, als geradezu zu läugnen, daß er je Unterhandlungen ſo feindſeliger Natur gepflogen habe. — Einer der Hauptdiebe hat es kürzlich ſchwer büßen müſſen. Ein Häuptling, Namens Tola, hatte es nämlich ſo arg gemacht, daß das engl. Gouvernement ihn endlich demüthigen mußte. Der König ſagte, er könne dieſen Menſchen nicht beſtrafen, wenn ihm die Engländer nicht beiſtänden. Es war dies jedoch nur ein Kunſtgriff des Königs; er wollte nämlich nicht gern durch Beſtrafung jenes Mannes den Haß der Kaffern auf ſich ziehen, ſondern ihn lieber den Engländern auf den Hals ſchieben. Auf ſein Verlangen drangen alſo die engliſchen Soldaten in das Land jenes Häuptlings ein, und fanden aber zu ihrem Erſtaunen nichts, als verlaſſene Kraale — denn der König

hatte wahrscheinlich selbst dem bedrohten Diebe einen Wink gegeben — und nach langem Suchen entdeckten sie nur einige hundert Stück gestohlenen Viehes, statt Tausender. Gazela hat aber einen großen Theil dessen herausgebracht, was die Diebe in seine Nähe geflüchtet hatten, doch auch nicht Alles, um es nicht ganz mit den Kaffern zu verderben. Dafür ist er nun aber von den Dieben angegriffen und seinen Leuten eine namhafte Anzahl Vieh weggenommen worden. — Ja, als später einmal Gazela einen Rath des Königs mit dem Stock auf den Kopf geschlagen hatte, stand Alles gegen ihn auf, besonders auch der König selbst, welcher durchaus darauf bestand, daß ihm das Leben genommen werden sollte. Gazela wollte sich zu einer Buße verstehen; nur wünschte er die Sache ruhig durchgesprochen zu haben, zumal da er ein wirklicher Häuptling (aus königl. Geblüt), der von ihm Geschlagene, obwohl ein Rath, doch nur ein gewöhnlicher Kaffer sei. Das half ihm aber nichts. „Bedecke eine ganze Ebene mit deinem Vieh, so wollen wir kommen und es nehmen," hieß es, „wo nicht, so ist es aus mit dir." Gazela suchte nun Hülfe bei den Engländern und erhielt sie. — — Es giebt indessen auch unter den Kaffern Leute, denen dieser Zustand der Dinge längst eine Last ist, und die gern zufrieden wären, wenn sie nur in Ruhe und Stille leben könnten.

Zu Seite 34.

Die Kaffern sind wie Kinder, nur für den Augenblick lebend und allen Eindrücken des Augenblicks offen. Im Winter, wenn's nichts zu leben giebt, sind sie so kleinlaut, daß sie ganz demüthig einhergehen und zu Allem willig sind; in einem guten Jahre, während der Erndte, sind sie aber dafür auch desto übermüthiger. Dann hält es schwer, auch nur einen Arbeiter und auch nur den geringsten Dienst geleistet zu bekommen. — Ueberhaupt sind sie äußerst träge zur Arbeit, namentlich beklagen sie sich, wenn sie bei den Missionaren so verschiedenartige Arbeiten verrichten müssen. Sollte ihren Wünschen genügt werden, so müßte ein Mensch

zum Holzhauen, einer zum Waſſertragen, einer zum Töpfe-waſchen u. ſ. w. beſonders gemiethet werden.

Zu Seite 35.

Wie ſich die Kaffern in Bildern, aus ihrem gewöhnlichen Leben entnommen, auszudrücken pflegen, davon führt Miſſionar Poſſelt ein Beiſpiel an. Als er nämlich von Itemba auf eine neue Miſſionsſtation verſetzt wurde, ſagte ein bekehrter Fingu zu ihm: „Du biſt uns eine friſchmelkende Kuh geweſen. Nicht trocken warſt du, nicht eine uhlolo (eine Kuh, die nie kalbt), ſondern eine friſchmelkende Kuh. Wir haben an deinen Brüſten geſaugt. Du nun, unſere friſchmelkende Kuh gehſt von uns. Wir weinen; doch weinen wir nicht ſehr. Du gehſt Andere zu ernähren, darum ſind wir zufrieden.“

Zu Seite 42.

Ein Beiſpiel von dem großen Einfluſſe der ſogenannten Doctoren wird von Miſſionar Schultheiß erzählt. Es war nämlich der Häuptling Tyali, ein Sohn des bekannten Gaika, und Bruder des Königs Sandili, geſtorben, und zwar an der Schwindſucht, an welcher er ſchon mehrere Jahre gelitten hatte; nach dem Glauben der Kaffern aber an Beherung. Er war zwar ein rechter Kaffer, wollte von Kleidern nichts wiſſen, verwarf alle Civiliſation und erlaubte auch ſeinen Kindern nicht, die Schule der Miſſionare zu beſuchen. Aber in ſeiner Krankheit erkannte er die Hand Gottes. Als ſeine Brüder und Unterthanen durch den Doctor herausbringen wollten, wer ihn behext habe, ließ er es nicht zu, und ſagte: die Krankheit iſt von Gott und ich werde daran ſterben. Dennoch wurde, als er ſchon in den letzten Zügen lag, ein Doctor gerufen, ein Fingu aus der Colonie. Dieſer erklärte Tyali's Stiefmutter Sutu für die Mörderinn. Sie ſollte ihn mit Zucker vergeben haben, den ſie ihm ſchon vor einigen Jahren zu eſſen gegeben hatte. Ihr eigener Sohn, der König Sandili, war der Vorderſte in dieſem Proceß gegen ſie, und ſie wäre gewiß getödtet worden, wenn ſie ſich

nicht geflüchtet, und die Missionare und die Engländer, welche ihr noch aus dem letzten Kriege zu großer Dankbarkeit verpflichtet sind, (da sie dazumal das Werkzeug zur Rettung eben jener Missionare gewesen war), sich ihrer angenommen und sie beschützt hätten. Ein anderer Hexenprozeß in der Nähe von Itemba hatte dagegen einen schrecklichen Ausgang. Eine ältliche Frau von vornehmem Herkommen, welche auf Gazela's Platze wohnte, war beschuldigt worden, eins seiner Enkelkinder behext zu haben, so daß es daran gestorben sei. Das Kind hatte nämlich schon gekränkelt; da kommt sie und nimmt es seiner Mutter weg; sagt, das Kind müsse gewaschen werden, und spuckt ihm in die Augen, wodurch der Tod des Kindes soll herbeigeführt worden sein. Kaum war sie verklagt, so machte ihr Gazela den Proceß und schickte zu andern Häuptlingen, um deren Einwilligung zu ihrer Hinrichtung zu erhalten, die sie auch gaben. (Es war dies nöthig, da sie vornehmen Herkommens war.) Das Weib entschlüpfte jedoch inzwischen und verbarg sich an der Kabusi. Gazela's Räthe setzten ihr nach und sobald sie dieselbe erhascht hatten, schlugen sie sie mit ihren Knütteln (Kirie's, Stöcke mit einem großen Knopfe) auf eine sehr unbarmherzige Weise todt. — Von den Grausamkeiten, die in Folge ihres Aberglaubens unter den Kaffern ausgeübt werden, hier noch zwei Beispiele. Ein alter Mann, der eine Art Zauberdoctor gewesen sein soll, hatte von einem jungen reichen Manne gesagt: „Es scheint mir, daß dieser Mensch noch einmal vom Blitz wird erschlagen werden." Der junge Mann, dies als einen Fluch ansehend, durch den er wirklich für dieses Schicksal bestimmt würde, eilte zu seinem Häuptlinge, und erhielt auf seine Klage die Erlaubniß, jenen alten Mann zu tödten. Dies geschah denn auch auf die Weise, daß man dem armen Mann einen Stock in den Hals steckte und bis in die Eingeweide hinuntertrieb. Auch seine Frau wurde getödtet. Und Geier verzehrten ihrer beiden Leichname. — In der Nähe von Itemba waren einem alten Geizhalse mehrere Stück Vieh gestorben. Er rief also einen Doctor, welcher erklärte, daß eine von des Alten Frauen

eine Schlange beſitze, die des Nachts zu den Kühen ſchleiche und ihnen die Milch ausſauge. Die Folge ſei der Tod des Viehes. Die Frau müſſe alſo weggejagt werden, denn ſie unterhalte dieſe Zauberſchlange aus Neid, weil ſie nur Töchter geboren habe und dieſelben doch einmal nichts von dem Vieh erben würden. Die Frau mußte alſo nach ihrer Heimath zurückkehren. Aber der Schlange konnte der Doctor nicht habhaft werden. Er ſagte, ſie halte ſich im Dachſtroh verſteckt, und würde den beißen, der ſie herausholen wollte. Natürlich unterließ Jedermann nach ihr zu ſuchen.

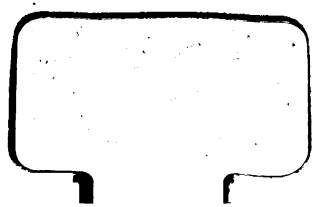
Zu Seite 57.

Miſſionar Schultheiß war einmal genöthigt, bei dem Hereinbrechen eines Gewitters auf einem Kafferkraal Zuflucht zu ſuchen. Er ſchreibt: „Ich wußte aber nicht, ob ich gehen oder bleiben ſollte — ſo angſt wurde mir bei dieſen Menſchen. Bei jedem Donnerſchlag (und es ſchlug auf allen Seiten um uns ein) ſchrieen die Menſchen laut auf und lachten und ſpotteten. Ich ermahnte ſie, ſich doch nicht ſo zu verſündigen, und lieber zu beten, worauf ſie auch aufhörten, bis auf ein Weib, der es ein Bedürfniß zu ſein ſchien, auf dieſe Weiſe ihrem Herzen Luft zu machen. Es iſt gewiß im Grunde nur Furcht, die ſie ſo zu verbergen und zu ſtillen ſuchen. Wenn aber das Gewitter vorüber iſt, dann ſinken ſie wieder in ihre alte Gleichgültigkeit und Stumpfheit zurück, aus der ſie Blitz und Donner aufgeſchreckt hatten. Tiefer kann wohl kaum ein Volk in geiſtlicher Beziehung ſinken, als dieſe africaniſchen Völker. Bei ihnen iſt nicht einmal der Gedanke an das Daſein eines göttlichen Weſens, und wenn ſie ja einmal ſagen: Es giebt wirklich einen Gott! ſo glauben ſie es ſchon ſehr weit in der Erkenntniß himmliſcher Dinge gebracht zu haben.

Zu Seite 58.

Wenn auch die Kaffern behaupten: mit dem Tode iſt's aus! und lachen, wenn von der Fortdauer der Seele nach

dem Tode, oder von der Auferstehung der Todten geredet wird, so beweisen sie doch durch ihren Geisterdienst ganz klar, daß sie das gerade Gegentheil zu glauben gezwungen sind. Wenn z. B. dem Doctor träumt, daß ein auf einem gewissen Kraal Verstorbener kommen und dem Platze Schaden thun werde, wenn man ihm nicht zu essen gebe: so wird ein Rind geschlachtet und Knochen und Fett in's Feuer geworfen, indem die Kaffern sagen, der Todte sauge das Mark aus den Knochen aus. Das Uebrige verzehrt die zusammengerufene Gesellschaft. Fragt man, woher denn nach ihrer Meinung diese Todten kommen, so sagen die Kaffern, daß sie „weit her" kommen; aber den Ort wisse man nicht. Sie denken sich aber nicht alle Todten so schlecht, daß sie kämen, ihre Verwandten zu plagen, sondern einige stellen sie sich auch gut vor.

Eine **Charte von Süd-Africa**, auf welcher sämmtliche Missions-Stationen angegeben sind, ist im Missions-Hause für 5 Sgr. zu haben.

Gedruckt bei F. Schantze, in Berlin.